

Erscheint täglich außer Sonntags.  
Zugleich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis  
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.  
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einspaltige Nonpareilzeile  
80 Pf., Reklamezeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.  
Postschickkonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,  
Berlin Nr. 37335. Fernsprecher: Dönhofs 292 bis 297

## Wahl-Sieg in Oesterreich!

### Schwere Niederlage des Faschismus — Verluste der Seipel-Partei

Wien, 10. November. (Eigenbericht.)

Die Verteilung der Mandate auf die Parteilisten ist noch nicht vollständig, denn dazu ist das genaue Wahlergebnis erforderlich. Aller Voraussicht nach hat der Nationalrat folgende Zusammensetzung:

- Sozialdemokraten 73 (2 Mandate gewonnen),
- Christlichsoziale 66 (7 verloren),
- Schober-Block 19 (1 verloren),
- Heimatblock 8.

Der Heimatblock erhielt in Obersteiermark 28.404 Stimmen und damit sein Grundmandat, so daß er auch für seine in ganz Oesterreich abgegebenen 300.000 Stimmen Mandate erhält. Obersteiermark umfaßt neben Baurerndörfern die Eisenindustrie von Bruck, Leoben, Eisenerz. Dort üben die Leiter und Ingenieure der Alpinen Montangesellschaft, die dem reichsdeutschen Stahltrust gehört, seit Jahren den brutalsten Terror auf die Arbeiter aus; dasselbe geschieht in Kapfenberg bei den Böhler-Works. Auch St. Lorenzen, wo die Faschisten ein Arbeitersekt beschossen, liegt in Obersteiermark.

Trotz alledem haben in Obersteier, wie der Wahlkreis amtlich heißt, die Sozialdemokraten 74.572, die Christlichsozialen 32.915 Stimmen erhalten. Gegenüber 1927 haben die Sozialdemokraten dort 8000 Stimmen, die Christlichsozialen aber 27.000 Stimmen verloren.

Eine schwere Niederlage der Regierung Baugoin-Starhemberg, vor allem der Christlichsozialen Partei, das ist das entscheidende Merkmal der Neuwahl.

Die Sozialdemokraten haben sich glänzend behauptet und sind durch den beträchtlichen Mandatsverlust der Christlichsozialen die weitaus stärkste Partei im Nationalrat geworden.

Der Schober-Block, das sind die Großdeutschen und Landbündler, hat den Christlichsozialen drei Mandate abgenommen, darunter zwei in Wien und eins in Vorarlberg, doch hat seine Liste in Steiermark überraschend schlecht abgeschnitten. Man darf aber bei dieser Betrachtung nicht vergessen, daß diese Parteilisten 1927 in vielen Wahlkreisen in die Seipelsche Einheitsliste einbezogen waren, ihre Mandate im vorigen Nationalrat also nicht aus eigener Kraft errungen hatten.

Die Heimwehr hat ihre Mandate auf Kosten der Christlichsozialen errungen.

Die offiziellen Hitler-Liste haben einen relativ starken Stimmenzuwachs zu verzeichnen, doch nirgends ein Grundmandat erhalten. Ihre Stimmen sind infolgedessen verloren gegangen.

Die Kommunisten haben trotz der Arbeitslosigkeit nur wenig mehr Stimmen als 1927 bekommen und erhalten ein Mandat ebensowenig, wie die Wiener Splittlerpartei, Zionisten, Demokraten und Aufwärtler.

Mit dem altgewohnten Mittel der Verleumdung, in der neueren „antimarkistischen“ Bekleidung des Arbeiterhasses haben die Führer des Ausbeutertums und seine Söldlinge die Burg des roten Wien berannt. Mit brutalstem Terror haben sie draußen auf dem Lande, besonders im nordsteiermärkischen Industriegebiet Arbeiter in die Faschistenarmee gepreßt. Börsartige Schikanierung der sozialdemokratisch gesinnten Wehrmänner, Aufnahme nur solcher Bewerber in das Heer, die vom Partier und anderen christlichsozialen Parteistellen empfohlen sind — das sind die Waffen, mit denen Herr Baugoin seit zehn Jahren die Wehrmacht zu einer Schutztruppe reaktionärer Putschklienten machen will. Das Elend der Zehntausende ausgesteuerten Arbeitsloser sollte den Kommunisten den Steigbügel halten. Nazimethoden sind zu bekannt, als daß ihre Anwendung in Deutschösterreich noch erläutert werden müßte.

Die ganze Meute hat sich die Zähne ausgebissen. Noch stärker als bisher steht die Sozialdemokratie da. Selbst der schamlose Mißbrauch der Staatsgewalt durch die feine Kompanie Seipel-Starhemberg-Baugoin zum Wahltrieb der „Aufdeckung markistischer Waffenlager“, die in Wirklichkeit staatliche Waffenbestände in gemeinsamen Parteilisten-Gewahrsam oder geschicklich er-

laubte und der Behörde bekannte Schützenvereinslisten waren, hat der Arbeiterpartei vor den Wählern nichts anhaben können. Jedermann sieht und kennt die großen Leistungen der „Rothhaismargiten“ in Wien, Graz, Linz und anderen Städten, wo immer ihnen die Volksmehrheit die Verwaltung anvertraut hat. Von diesem Befähigungsnachweis reicht keine Maus einen Faden ab und weder Verleumdung noch Drohung kann der Werktrakt dieser Werke Abbruch tun.

Dieser Siegestag der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Deutschösterreichs erfüllt die Herzen ihrer Freunde und Genossen mit tiefer Freude. Die ganze Internationale weiß, was sie gerade an dieser Sektion mit ihren führenden Köpfen, mit der unablässigen Aktivität und nimmer nachlassenden Energie dieser Genossen und der unerschütterlichen Treue der deutschösterreichischen Werktätigen zu der Partei Viktor Adlers und seiner Nachfolger hat.

Mit Genugthuung verzeichnen wir im Interesse unseres Bruderlandes den wohlverdienten Rückgang der Seipel-Partei, und mit dem gleichen Gefühl die erfreuliche Tatsache, daß der Nationalrat auch weiter von der offenen Nazipest frei und die Spaltungsarbeit der Kommunisten selbst auf dem Boden traurigsten Klassenkampfes erfolglos bleibt. Die paar Heimwehrleute im Nationalrat werden nun praktisch ihre — Arbeiterfreundlichkeit zu beweisen haben!

Der Zusammenbruch des Nationalrats wird alsbald Klarheit über die weitere Entwicklung in unserem Bruderland schaffen. Gewissen Anschließgegnern, die es nur außerhalb des deutschen Sprachgebietes gibt, sei aber sehr empfohlen, darüber nachzudenken, ob Deutschösterreich überhaupt in diesen Starhemberg-Zustand gekommen wäre, wenn man den Willen seiner ersten Verfassung respektiert hätte, ein Mitglied der deutschen Republik zu sein!

#### Beg mit der Heimwehrregierung!

Die „Arbeiter-Zeitung“ beurteilt das Wahlergebnis folgendermaßen:

Die Regierung Baugoin-Starhemberg hat keine Mehrheit. Sie muß demissionieren. Bundeskanzler Baugoin ist in seinem Wiener Wahlbezirk durchgefallen. Auch die beiden Heimwehrminister haben in ihren Wahlbezirken kein Mandat errungen und kommen nur durch das zweite Ermittlungsverfahren in das Parlament. Die Christlichsozialen haben eine schwere Niederlage erlitten. Sie sind nicht mehr die stärkste Partei, sondern die Sozialdemokraten sind es.

Die Heimwehrpolitik Seipels und Baugoins hat nicht den Sozialdemokraten geschadet, sondern den Christlichsozialen. Das Volk hat gegen die Heimwehrpolitik und gegen den Faschismus entschieden. Noch wichtiger ist, daß die Wähler die Schwäche der Heimwehren erkannt haben.

Seit Jahren hat man von der „unüberstehlichen Volksbewegung“

#### Do X auf Englandkurs.

Amsterdam, 10. November.

Das Flugzeug Do X ist 10.05 Uhr aufgefliegen und hat Amsterdam verlassen. Kurz vor 10.30 Uhr überflog es die Zuidersee.

#### Großfeuer in Reinickendorf.

In Weissensee brennt Holzschwellenlager.

In der Nacht zum Sonntag war die Berliner Feuerwehr in Reinickendorf und Weissensee mit der Bekämpfung zweier Großfeuer stundenlang beschäftigt.

Gegen 3 Uhr brannte es in dem einstöckigen Lagergebäude der Möbelabrik von Kerale in der Hauptstraße 13 in Reinickendorf. Die Gefahr wurde erst bemerkt, als das etwa 400 Quadratmeter große Gebäude in fast ganzer Ausdehnung bereits lichterloh brannte. Die Flammen fanden an fertigen Möbeln und Holzvorarbeiten reiche Nahrung und griffen auf eine angrenzende Maschinenanlage über. Das Feuer wurde unter Leitung des Oberbranddirektors Gempy aus sieben starken Schlauchleitungen bekämpft. Nach angestrengten Bemühungen gelang es den Wehren, gegen 6 Uhr des Feuers Herr zu werden. Der Schaden ist sehr groß.

Von dem zweiten Großfeuer wurde eine Firma für Heimbahnbedarf in der Franz-Joseph-Straße in Weissensee heimgesucht. Größere Vorräte von Holzschwellen und Teile einer Halle stießen den Flammen zum Opfer.

der Heimwehr gesprochen und von Millionen Heimwehrleuten gefolgt. Seit drei Jahren haben die Heimwehren Oesterreich terrorisiert. Heute sieht man, wie wenig hinter den Heimgewehren steht und daß nur wenige Prozent des österreichischen Volkes für den Faschismus gestimmt haben. Von einer kleinen Minderheit wird sich das Volk nicht terrorisieren lassen.

Der Schober-Block hat aus eigener Kraft diesmal 19 Mandate errungen. Während die Großdeutschen früher nur durch die Hilfe der Christlichsozialen in das Parlament kamen, hat jetzt der Schober-Block 19 Mandate bekommen.

Denn das Bürgertum sieht die Führung Schobers als Bürgerschaft gegen faschistisches Abenteuerertum an.

Seit Jahren hat das Bürgertum die Politik des Antimarkismus betrieben. Mit Unternehmerterror, mit Zeitungskontaminationen, mit Waffenschüssen und mit Drohungen hat man unsere Wähler einschüchtern versucht. Aber nicht geschwächt, sondern gestärkt sieht die Sozialdemokratie in das Parlament als stärkste Partei ein. Das ist der vollständige Bankrott der Politik des Antimarkismus. Wenn wir einige tausend Stimmen weniger bekommen haben, so sind das die Stimmen der Arbeiter, die infolge der Betriebsverhältnisse auswandern mußten. Glänzend hat sich das rote Wien gehalten, wo wir selbst in den bürgerlichen Bezirken die stärkste Partei sind. Aber auch in den Terrorgebieten der Alpine haben wir unsere Stellungen behauptet. Die Ohnmacht des Antimarkismus gegen die unbezwingbare Kraft der Sozialdemokratie ist bargetan.

#### Das Wiener Ergebnis.

Das Gesamtergebnis in Wien lautet: Gültige Stimmen 1.192.674 (letzte Wahl 1.163.440); davon erhalten:

- Sozialdemokraten 703.421 (1927 693.621),
- Christlichsoziale 252.882,
- Heimatblock 26.377
- Schober-Block 124.376,
- Nazis 27.544 (72.48),
- Kommunisten 10.591 (7521),
- Aufwärtler 8410 (—),
- Demokraten 6719 (15.112),
- Faschisten 2134 (10.845).

Von den Wiener Mandaten haben die Sozialdemokraten 30 (29), die Christlichsozialen 11 (14), Schober-Block 4 (2).

Bundeskanzler Baugoin war vorwiegend in drei Wahlkreisen aufgestellt, ist aber in seinem Wiener Stammwahlkreis, wo er an zweiter Stelle hinter Kunschak kandidierte, durchgefallen. Minutenlanges Jubel von 20.000 Menschen, die vor dem Parteihaus auf die Ergebnisse warteten, begrüßte diese Nachricht. In den beiden anderen Kreisen, wo er Spitzenkandidat war, ist Baugoin gewählt.

Starhemberg ist in seinem Heimatwahlkreis Oberösterreich durchgefallen, ebenso Steidle in Tirol. Beide erhalten nur Reststimmenmandate.

Trotzdem bedeutet das gestrige Resultat für die Heimwehr eine Niederlage. Der Nimbus der „Volksbewegung“, mit dem sich die Hahnenschwänzer umgeben hatten, ist verfliegen. Es ist nunmehr erwiesen, daß sie

nur einen Bruchteil des Volkes hinter sich

haben. In Wien haben keine 5 Proz. Starhemberg Gefolgschaft geleistet. Im obersteiermärkischen Hüttenzentrum Donawitz, wo die Heimwehr 6000 Mitglieder zählt, hat sie nur 2700 Stimmen erhalten, während 3300 dieser Zwangsmitglieder bei der geheimen Wahl ihre Stimmen der Sozialdemokratie gegeben haben müssen, die mit etwa 5300 Stimmen die absolute Mehrheit in Donawitz behauptet hat.

Uebersaus bezeichnend ist es, daß in der Wiener Albrechtstafel, in der kein Sozialdemokrat mehr Vertrauensmann ist, die Stimmenmehrheit der Soldaten für die Sozialdemokratie war!

#### USA. und Arbeitslosigkeit.

Der Staat muß helfen.

Präsident Hoover erklärte sich bereit, in der Dezember-Ession des Kongresses größere Hilfsfonds für die Arbeitslosen anzufordern. Diese Hilfsfonds, deren Höhe noch unbestimmt ist, sollen zur Ausführung der Bauprogramme dienen. Das Kriegssekretariat ordnete gleichzeitig die Ausgabe von Armeebetten und Decken an bedürftige Arbeitslose an.

## Zwischenfall mit G. 38. Konflikt mit der spanischen Regierung.

Ueber Frankreich erfährt man, daß ein Befehlsmittglied des nach Spanien geflohenen G. 38 an den Ozeanflieger Major Franco einen Brief geschickt hat, der beinahe üble Folgen gehabt hätte. Der Brief sprach das Bedauern darüber aus, daß Franco dem Flug des G. 38 nicht habe beizuhelfen können. Weiter heiße es darin: „Es würde uns eine sehr große Freude gewesen sein, Ihre Ansicht über die besonderen Merkmale des G. 38 kennenzulernen; denn wir glauben, daß Sie uns über den künftigen Luftkrieg und die Entwicklung der Luftschiffahrt beraten könnten. Wir wollen nicht bei unseren Irrtümern beharren und wünschen, die Ansicht der Sachverständigen kennenzulernen.“

Ministerpräsident Berenguer habe den Journalisten über dieses Schreiben erklärt: „Es handelt sich um eine sehr ernste Angelegenheit; denn sie enthält die Absichten Deutschlands in der Rüstungsfrage, und aus diesem Grunde haben wir uns auf diplomatischem Wege mit Deutschland in Verbindung gesetzt. Ich hege übrigens starke Zweifel, ob dieser Brief echt ist.“ Sämtliche Mitglieder der Besatzung der Flugzeuge G. 38 und G. 47 — bei letzterem handelte es sich um ein Kriegsmo- del — hätten, so schlecht die Havas- melbung, im Gefängnis, in dem Major Franco in Haft gehalten werde, ihre Karten abgegeben.

W.B. erzählt dazu, daß die Vorgänge in der geschilderten Form wenig glaubhaft dargestellt erscheinen. Es brauche nur daran erinnert zu werden, daß Major Franco bereits begnadigt sei. Ferner muß darauf hingewiesen werden, daß es sich bei den Flugzeugen nicht um Kriegsmo- delle handelt. Auf der anderen Seite ist bekannt, daß deutsche Firmen, die Großflugzeuge herstellen, in den verschiedensten Ländern von prominenten Fliegern Gutachten über ihre Flugzeuge zu erhalten versuchen.

### Beigelegt.

W.B. teilt mit: Ein Mitglied der Besatzung des Großflugzeuges G. 38 halte sich, offenbar in dem Bestreben, von dem spanischen Flieger Franco eine Empfehlung seines Flugzeuges zu erhalten, mit einem Schreiben an Franco gewandt. Er wählte dabei eine Form, die die spanische Regierung verstimmen mußte, offenbar weil er nicht bedachte, daß Franco wegen politischer Handlungen verfolgt wird. Durch Vermittlung der Deutschen Botschaft in Madrid wurde der bedauerliche Vorfall beigelegt. Das Flugzeug ist inzwischen nach Lissabon gestartet.

## Diebesjagd auf den Dächern.

Das Versteck hinter dem Schornstein. — Zwei Langfinger gefaßt.

Am Montag früh um 4 Uhr bemerkte ein Wächter mehrere Einbrecher, die an der Ecke der Wilhelm- und Prinz-Albrecht-Straße in das Waffengeschäft von Fischer eingebrungen waren. Den Dieben war es gelungen, aus dem Geschäft zu flüchten und auf das Dach des Hauses zu entkommen.

Polizeibeamte eilten ihnen dorthin nach und stellten die Flüchtigen auf dem Dach des Hauses Zimmerstraße 99, wo sie sich hinter einem Schornstein versteckt hatten. Die Beamten gaben mehrere Schreckschüsse ab, und die Einbrecher kamen mit erhobenen Händen hinter dem Schornstein hervor. Küher fünf geladenen Pistolen, die sie in den Taschen trugen, hatten sie 25 andere Pistolen mit Munition aus dem Geschäft erbeutet. Die Festgenommenen wurden auf das Revier gebracht und hier erkannt als ein 24 Jahre alter Klempner Georg Kaddag aus der Kiroffierstraße und 25 Jahre alter Arbeiter Wladislaus Borowjyn aus der Ritterstraße. Beim Absuchen der Grundstücke konnte festgestellt werden, daß die Einbrecher zunächst das im vierten Stock gelegene Büro des Reichs- erwerbsamtes ausgeplündert hatten. Hier hatten sie Pulve und Schränke erbrochen und einige Kleinigkeiten gestohlen.

### Von Räubern in der Wohnung überfallen.

Das Opfer eines räuberischen Überfalles war in der vergangenen Nacht kurz vor 12 Uhr die 44 Jahre alte Witwe Emma Sommer, die Inhaberin einer Schokoladengroßhandlung in der Fuldstraße 3 zu Reutöfen. Frau Sommer war bereits zu Bett gegangen, schlief aber noch nicht. Die Privatwohnung liegt im zweiten Stock, während sich das Verkaufsgeschäft im Erdgeschoß befindet. Außer der Wohnungsinhaberin schlafen ein Lehrling und zwei weibliche Angestellte in den oberen Räumen. Der junge Mann war bereits in seiner Kammer. Bald darauf kam auch das eine Hausmädchen und legte sich zur Ruhe. Sie hatte die Korridortür nur ins Schloß gedrückt, weil ihre Kollegen vom Kinobesuch noch nicht zurück war. Plötzlich wurde die Schlafzimmertür der Frau aufgerissen und zwei Männer drängen ein. Sie richteten den Strahl einer Blendlaterne auf die Frau und schenken ihr eine Pistole auf die Brust. Dann verlangten sie, daß die Frau ihnen die Geldtasche herausgeben solle. Sie durchsuchten einige Spinde, dann sahen sie auf dem Nachttisch zwei Stadtköffchen stehen. Mit diesen flüchteten sie. Frau Sommer sprang aus dem Bett und eilte an die straßenwärts gelegenen Fenster. Ihre Hilferufe wurden in einem gegenüberliegenden Lokal gehört, und die Gäste kamen heraus. Sie sahen zwei junge Männer in der Richtung nach der Berliner Straße davonlaufen. An der Ecke der Mainzer Straße sprangen sie auf eine fahrende Straßenbahn, nachdem sie die Kofferchen weggeworfen hatten. So entkamen sie ihren Verfolgern. Die Beute wurde der überfallenen Frau zurückgegeben.

## Von Löwen zerfleischt.

Gräßlicher Tod eines Tierwärters.

Auf entsetzliche Art kam am Sonntag ein Tierwärter ums Leben. Er wurde von Löwen bei lebendigem Leibe zerfleischt.

Der 27jährige Tierwärter Max Wilhan betrat am Sonntag einen Löwentisch, den ein Schausteller vorübergehend auf einem Hofe untergestellt hatte. Als der Wärter die drei Tiere tränken wollte, fiel ein Löwe über ihn her, warf ihn zu Boden und verletzte ihn schwer. Die beiden anderen Tiere stürzten sich gleichfalls auf den am Boden Liegenden. Auf die gellenden Hilferufe des Schmerzerlegten eilten vier auf dem Hofe befindliche Personen herbei. Unter eigener Lebensgefahr gelang es ihnen schließlich, die wütenden Tiere mit Forken von ihrem Opfer abzuhalten und den Wärter ans dem Köllig zu holen. Wilhan wurde sofort ins Krankenhaus gebracht, wo er aber nach einiger Zeit seinen schmerzlichen Verletzungen erlag.

# Nach dem Schiedsspruch.

Erklärung Singheimers / Ueberraschung in der Presse / Wann folgt Preisabbau?

Prof. Singheimer-Frankfurt, der als Schiedsrichter an dem Spruch beteiligt war, übermittelt uns folgende Erklärung zu seiner Abstimmung im Schlichterkollegium:

„Ich habe keine Bedenken, mich darüber zu äußern, aus welchem Grunde ich dem Schiedsspruch der Berliner Metallindustrie zugestimmt habe. Ich habe für den Schiedsspruch nicht deswegen gestimmt, weil ich grundsätzlich eine Lohnsenkung als das Mittel für eine Ueberwindung der Krise ansehe. Im Gegenteil teile ich in der grundsätzlichen Frage nach der volkswirtschaftlichen Berechtigung von Lohnsenkungen in der gegenwärtigen Lage alle Bedenken, die bereits von wissenschaftlicher und gewerkschaftlicher Seite dagegen erhoben worden sind. Ich bin auch nicht für eine Lohnsenkung in dem ausgesprochenen Ausmaße eingetreten, sondern habe im Gegenteil einen von dem früheren Schiedssprache abweichenden Standpunkt vertreten, nicht nur was die Höhe der Lohnsenkung, sondern auch was ihren Beginn und ihre Stofflegung anlangt. Erst als ich mich im Schiedsgericht davon überzeugen mußte, daß eine Lohnsenkung in Höhe von acht Prozent mit sofortiger Wirkung geplant war, stand ich vor der Frage, ob ich eine solche Lohnsenkung in diesem hohen Ausmaße mit sofortiger Wirkung durch Rechtsentscheid des Schiedsgerichts eintreten lassen oder ob ich mit meiner Stimme wenigstens eine zeitliche Hinausschiebung dieser Senkung zu erreichen suchen sollte. Ich bin den letzteren Weg gegangen, um die sofortige Lohnsenkung um 8 Prozent zu verhindern.“

Schließlich weise ich darauf hin, daß es keineswegs die Auffassung des Schiedsgerichts war, den Entschluß in der Berliner Metallindustrie als eine Norm für Lohnsenkungen in anderen Gewerbebezügen und Orten anzusehen. Die Begründung des Schiedsspruchs weist darauf hin, indem sie eine solche Bedeutung des Schiedsspruches ausdrücklich ablehnt.“

### Das Echo.

Die „Kreuz-Zeitung“ („Vormort mit Gott für König und Vaterland“) ist mit dem Schiedsspruch deshalb nicht zufrieden, weil er sich nicht vollständig mit dem ersten Schiedsspruch des Sonderrichters deckt. Das Blatt schreibt:

Nachdem einmal unter dem Druck der Gewerkschaften, dem sich die Zeitung der Sozialdemokratie nicht entziehen kann, die Politisierung des Lohnkonflikts in der Berliner Metallindustrie erfolgt war, die schließlich sogar zur Annahme eines sozialistischen Antrages im Reichstage führte, demzufolge der bereits ergangene Schiedsspruch für die Berliner Metallindustrie vom 10. Oktober nicht für verbindlich erklärt werden sollte, war von den erneuten Verhandlungen kein Ergebnis zu erwarten, das auch nur einigermaßen den tatsächlichen wirtschaftlichen Verhältnissen Rechnung trägt. Schon der erste Schiedsspruch wurde den Erfordernissen der wirtschaftlichen Lage nur sehr bedingt gerecht. Die neue Entscheidung muß ohne weiteres als ein Erfolg der Gewerkschaften eingeschätzt werden, denen es gelungen ist, ihre Forderung der Lohnsenkung um 8 Prozent im großen und ganzen durchzusetzen. . . .

Die Reichsregierung hat es in dem vorliegenden Falle durch- aus an der Energie fehlen lassen, die für die Durchsetzung ihres Programms unbedingt erforderlich ist. Bestimmend für ihre Haltung war der Einfluß der Sozialdemokratie, vor der mit dieser schiedsrichterlichen Entscheidung ein offener Rückzug angetreten worden ist.

Das Organ der Schwerindustriellen, die „Deutsche Allgemeine Zeitung“, ist mit dem Schiedsspruch zufrieden und sucht die „bittere Arznei“ zu verüben:

Politisch gesehen ist der Schiedsspruch in der Metallindustrie ein Ereignis, das an Bedeutung, falls er sich voll auswirken kann, nur etwas mit der Einführung der Rentenmark im Jahre 1923 zu vergleichen ist. Die Entscheidung des Schiedsgerichts, der sich die Parteien vorher bedingungslos zu beugen versprochen haben, muß verstanden werden im Rahmen der Gesamtpolitik der Regierung des Reichskanzlers Brüning, der in dieser Frage obermals gesiegt hat, daß er zur Führung entschlossen ist. . . .

Es ist nicht „unsoziale“ Gesinnung, die zu der Anwendung dieser bitteren Arznei gezwungen hat, sondern im Gegenteil: da die erste Aufgabe, die die Regierung lösen will und muß, die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit ist, die Arbeitsminister Siegelwald in diesen Tagen mit Recht als die „größte soziale Tat“ bezeichnet hat, ist der Schiedsspruch ein Beweis sozialen Verantwortungsbewußtseins.

Ueber die sozialen und wirtschaftspolitischen Folgerungen aus dem Schiedsspruch ist zu sagen, daß die dreiprozentige Sofortlöhnerhöhung dem Rückgang der Lebenshaltungskosten in Berlin seit dem Herbst vorigen Jahres entspricht.

Die Preise für Brot, namentlich für Roggenbrot, für Kartoffeln und für Fleisch müssen in Durchschnit mindestens um 10 Proz. herunter.

Das Organ der Agrarier, die „Deutsche Tageszeitung“, stellt fest, daß der Schiedsspruch grundsätzlich dem Standpunkt der Unternehmer recht gibt.

Der Schiedsspruch der Herren Brauns, Jarres und Singheimer vermeidet, wie man das in allen ähnlichen Fällen nachgerade gewohnt ist, eine klare Entscheidung zugunsten der einen oder anderen Partei, sucht stattdessen eine Kompromißlösung. Die Halbierungspraxedur des ersten Schiedsspruches, der die 15prozentige Lohnabbauforderung der Unternehmer auf 8 Proz. herabsetzte, wird nochmals vorgenommen. . . .

Diese zeitliche Abmilderung — vor allem auch die Aufrechterhaltung der jetzigen Löhne noch die kommende Woche hindurch — bedeutet für die Gewerkschaften und die betroffene Arbeiterschaft zweifellos eine moralische und materielle Milderung der Entscheidung. . . .

Der weitere Grund für das nur allmähliche Andrehen der Lohnsenkungsschraube dürfte darin liegen, daß Zeit gelassen und gewonnen werden soll für den dringend notwendigen Ausgleich auf der Ausgabenseite der Arbeiterschaft. Ihre Forderung, daß der Reallohn nicht gesenkt werden soll, verdient die meistgehörte Beachtung von Seiten aller derer, die die Verfolgung des Arbeiterhaushalts vornehmlich in der Hand haben und sich heute klar darüber sein müssen, daß die Zeit zum Rundspitzen, das heißt zur bloßen Ankündigung von Preisabschlägen vorbei ist. Jetzt muß gepfliffen werden. . . .

Die „Germania“ enthält sich jeden Kommentars zu dem Schiedsspruch, ebenso der „Berliner Lokal-Anzeiger“, wie auch „Der Tag“.

Das „Berliner Tageblatt“ bemerkt:

Der Schiedsspruch bedeutet gegenüber dem alten Schiedsspruch vom 10. Oktober nur eine ganz geringfügige Verbesserung zugunsten der Arbeitnehmer. . . . Der einzige Erfolg des vierzehntägigen Streiks der Berliner Metallarbeiter besteht also darin, daß der erste Schiedsspruch nunmehr in Gruppen verwirklicht werden soll.

Die „Berliner Volks-Zeitung“ bezeichnet den Spruch für die Metallarbeiter als hart.

Es muß nach diesem Schiedsspruch gefordert werden, daß man mehr tatsächlich und sofort eine Senkung der Lebensmittelpreise einsetzt. . . . Eine ungeheure Verantwortung liegt jetzt auf der Reichsregierung. Bringt sie es nicht fertig, gleichzeitig die Senkung der Lebensmittelpreise durchzuführen, so sind die Folgen einer einseitigen Belastung der Arbeiterschaft schwer abzusehen.

Der unverständliche Schiedsspruch, mit dem trotz des Vorbehalts in seiner Begründung eine Welle der Lohn- und Gehaltsherabsetzung in Deutschland eingeleitet ist, läßt sich in seinen Folgewirkungen für die Lebenshaltung der gesamten Lohn- und Gehaltsempfänger nur mildern durch eine ebenso schnelle wie gründliche Herabsetzung der Lebensmittelpreise.

Stellt man jeden Zweifel in die ersten Absichten sowohl des industriellen Unternehmertums als der Regierung zum Preisabbau zurück, so bleibt doch der Zweifel, ob, wann und in welchem Grade er gelingen wird. Der Berliner Metallarbeiter hat die Löhne zu kürzen, das war bei der riesigen Arbeitslosigkeit und der leider so großen Organisationslosigkeit ein Kinderpiel gegen die Widerstände, die sich gegen eine Kürzung der Lebensmittelpreise im weitesten Sinne erheben. Hier kann kein Schlichtungsverfahren eingreifen, kein Schiedsspruch entscheiden. Der „Interessentenhaufen“ ist der Regierung Bröning gegenüber weit stärker als die Arbeiterschaft.

Der Vorgang in der Berliner Metallindustrie bietet jedoch dem immer noch indifferenten Teufel der Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenchaft einen so deutlichen Anschauungsunterricht über die privatkapitalistische Wirtschaftsordnung, daß die Hoffnung auf eine gründliche Selbstbefinnung und damit auf eine bedeutende Verstärkung der Position der großen Masse der Lohn- und Gehaltsempfänger als Schöpfende wie als Verbraucher nicht verfehlt sein dürfte.

Wird aus der Lohnkürzungsaktion in der Berliner Metallindustrie und ihrer Verbreitung die richtige Lehre gezogen, dann ist diese nicht zu teuer erkaufte.

Im Augenblick aber gilt es, alle Kräfte auf die Notwendigkeit einer durchgreifenden Verbilligung der Lebensmittel zu konzentrieren.

## Vater tötet vier Kinder.

Furchtbare Tat eines Verzweifelten.

Gemünd (Eifel), 10. November. (Eigenbericht.)

Der Kriegsinvalide Josef Feul in Bergbaire hat in Abwesenheit seiner Frau, die in der Frühmesse war, heute morgen seine vier Kinder mit der Axt erschlagen. Das älteste der Kinder war acht Jahre alt. Der Vater machte danach einen Selbstmordversuch und brachte sich lebensgefährliche Verletzungen bei.



## Wahlarbeit im Wellenbad

Am Vorabend des Wahltages veranstalteten die sozialdemokratischen Sportlerinnen noch eine Versammlung, die ihren besonderen Reiz hatte. Im Jägerbad hielt die Genossin Deutsch-Kramer vom Sprungbrett aus eine politische Ansprache an die Arbeiter- und Arbeiterinnen. Daß sie nicht erfolglos war, haben die Resultate von Wien erwiesen.



# Gedenkfeier des 9. November

## Riesenhalle am Kaiserdamm überfüllt — Aufmarsch der tausend Fahnen

Es ist nicht die Zeit, laute Feste zu feiern. Die deutsche Arbeiterschaft steht mitten im schwersten Kampf. Eine von Woche zu Woche unauffällig ansteigende Arbeitslosigkeit, der brutale Angriff auf Lohn und Arbeitszeit, der Hand in Hand geht mit dem bedrohlichen Anwachsen der faschistischen Gefahr, erfordert Zusammenfassung aller Kräfte. Zeiten der Not und des Kampfes! Und trotzdem feierte die deutsche Sozialdemokratie auch in diesem Jahr den Tag der Novemberrevolution. Stolz bekant sie sich von neuem zu jenem „roten Sonnabend“, an dem das unterdrückte, irreführte und betrogene Volk sich unter sozialdemokratischer Führung eine neue Staatsform erkämpfte. Kampf dem Vergessen! Und Kampf allen Gewalten, die uns rauben wollen, was damals mit dem Blut todesmutiger Arbeiter erkämpft wurde.

Die Berliner Arbeiter, Männer und Frauen, die gestern nachmittag in die Riesenhalle am Kaiserdamm strömten, kamen in jener feierlichen Feststimmung, die aus Erkenntnis und Entschlossenheit erwächst. Sie kamen, um zu Zehntausenden vereint, ein neues Gesicht für Frieden und Sozialismus abzulegen. Schon lange vor Beginn ist der riesige, langgestreckte Raum, der noch weit mehr Menschen als der Sportplatz faßt, überfüllt.

### Tausend Fahnen marschieren auf.

Leuchtendes Rot erfüllt die Halle. Rings um die Empore ziehen sich breite rote Fahnenbänder, unterbrochen und belebt von zahlreichen Transparenten und Bildern sozialistischer Führer. Die Köpfe von Bedel und Jean Jaurès, von Victor Adler und Wilhelm Liebknecht und von Marx und Engels grühen mahnend den Eintretenden. Die Stirnseite der Halle, wo das riesenhafte Podium bis zum Ersten Rang hinaufführt, ist mit goldenem Schmuck, auf dem drei große rote Lorbeerzweige an den Hintergründen des Amphitheaters erinnern, ausgefüllt. Von der anderen Seite der Halle ruft die Riesenschicht: Proletarier aller Länder vereinigt Euch! Der Einmarsch der Massen vollzieht sich dank vorbildlicher Arbeit von hundert freiwilligen Helfern vollkommen reibungslos. Ein Trompetenschlag verkündet den Beginn der Feier. Feierliche Stille tritt ein. Auf der obersten Stufe des Podiums erscheinen zuerst die Sportler, Junge und Alte, Männer und Frauen in ihren rot-weißen Turnanzügen. Sie schreiten unter den Klängen der Musik und von zwei Fahnenführern geführt die Treppe hinunter. Ihnen nach folgen mit hunderten von Fahnen die Kinderfreunde, roten Falken und die Arbeiterjugend. Mit freudigem Stolz trägt jeder einzelne seine Fahne. Während die Spitze des Zuges bereits am Ende der Halle angelangt ist, strömen von oben immer neue Scharen. Jetzt kommen die Fahnen der Berliner Partei, die Männer, die sie tragen, schlüpfen sich dem Zuge an, dessen Spitze jetzt wieder das Podium erreicht hat. Mit dem letzten Paukenschlag ist auch die letzte Fahne wieder oben. Musik setzt ein, Orchester, Arbeiterfänger und der Sprechchor der proletarischen Feiertunden vereinigen sich zu herrlichen Leistungen.

### Reichstagsabgeordnete Tony Sender

war die Rednerin des Abends. Sie holte ihrem Referat das Trugwort der Freiheitsdichter Robert Burns und Ferdinand Freiligrath „Troß alledem“ zugrunde gelegt. Ihre wuchtig und leidenschaftlich vorgetragene Darlegung wurde immer wieder von stürmischen Beifall unterbrochen. Sie sagte: „Nicht weil wir in die Vergangenheit schauen, nicht weil wir den Blick nach rückwärts senken, feiern wir die Erinnerung an den 9. November 1918. Das Gegenteil bestimmt uns: Noch ist die uns übertragene große Zukunftsmission unerfüllt, noch ist das Werk, das am 9. November 1918 eingeleitet wurde, unvollendet. Nie aber war die Rührung an der Vollendung weiterzuarbeiten drängender als heute. Schien nicht damals die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes über Nacht schend geworden? Erkante man nicht die schwere Schuld des alten Systems, das Millionen blühender Menschen im Schlachtfeld dahingemordet hatte? Das Volk sah ein, daß es betrogen war, daß unsägliche Opfer, daß Entbehrung und Not umsonst getragen worden. Zerbrochen Lebensglück, gebrochene Kraft, verstümmelte Leiber, das war das Ergebnis. Jahre Erkenntnis erwachte, daß Monarchie und Imperialismus diese nutzlosen Opfer verschuldet hatten. Die geistige Unfreiheit des Halbsozialismus hatte die viereinhalbjährige Gefolgschaft erzwingen können. Von der ungeheuren Kraft der Arbeiterschaft zeugte es aber, daß sie nicht den Glauben an die Menschheit verlor, sondern an die Arbeit ging zu neuem Aufstieg, neuem Fortschritt, neuem Werden. Die Basis wahrer Volksherrschaft, die Demokratie war geschaffen, ein neues Arbeitsrecht begründet, Koalitionsfreiheit und Streikrecht wurden gesichert. Ungeheure Anstrengung erforderten die Rückführung der Truppen von der Front und die Sicherstellung der dürftigsten Ernährung eines ausgehungerten Volkes.

Die Erhaltung der Einheit des Reiches und die Wiedervereinigung aus tiefster Erniedrigung zu einem geeinigten Volk sind Leistungen der Arbeiter. (Stürmische Zustimmung.)

Doch wie schallt es uns heute entgegen: Novemberverbrecher schreit man. Wir bekennen uns stolz zur Novemberrevolution. (Erneute Zustimmung.) Wir Bedauern nur, daß ihr Werk erst begonnen und noch nicht vollendet ist. (Vanganzhaltender Beifall.) Wo waren sie damals, die heute schreien? Warum stemmen sie uns nicht ihre deutsche Heldenbrust entgegen? Ständen sie auf dem Boden der Tat, hätten sie ein rotes Bandchen im Knopfloch, stellten sie sich zur Verfügung der Arbeiter- und Soldatenräte?

Daß heute die nationalsozialistische Sumpfpflanze des Kapitalismus, dieser Schmarotzer der Volksnot Blüten treiben kann, ist nur möglich durch die große Vergeßlichkeit weitzer Volkstreu. Hinter sozialistischen Phrasen erkennen viele nicht die nationalsozialistische reaktionäre Frage. Es ist dieselbe Frage, die uns in Armut und Tod führte und in viereinhalbjährigem Volksbetrug uns irtet. Erkennen wir den Januskopf der faschistischen Bewegung? In Berlin erklärt sich Goebbels mit den Metallarbeitern solidarisch, in Dresden entschuldigend sich Major Wagner bei den Goldgebern, weil die nationalsozialistischen Führer zum Zwecke des Arbeiterfanges radikale Wendungen gebrauchen. Man streckt die blutigen Hände aus nach den Machtpositionen des Proletariats. Man will nicht die bürgerlichen Regierungen stürzen, sondern Preußen erobern, in dem Proletarier Minister sind. „Es soll alles anders werden“ schreit

man. Das faschistische Italien aber ist das Land der drückendsten Knechtschaft, ein Land der Elendsöhne, des Streikverbotes, der Gewerkschaftszerschlagung, der brutalsten Kapitalherrschaft. In Deutschland darf das nicht gelingen. (Stürmischer Beifall.) Die proletarische Revolution war human, weil sie nicht durch ein Meer von Blut waten will. Aber wir stellen keinen Freibrief für den Terror der anderen aus. (Erneute anhaltende Zustimmung.) Glaubt man, durch brutale Gewalt uns zu zwingen; wir nehmen den Kampf an, wir wehren uns unserer Haut. (Neue stürmische Zustimmung.) Nie war der Kampf notwendiger. Am 9. November 1918 standen wir vor Millionen Toten, am 9. November 1930 stehen wir vor Millionen, die erwerbslos sind und herausgerissen wurden aus der Produktion. Der Sinn des Lebens ist ihnen geraubt. Millionen aus dem Mittelstand entzogen oder vernichtet das Großkapital, weil der Arbeiter nicht kaufen kann. Hunderttausende junge Angestellte und Studenten führen ein Leben ohne Hoffnung. Das ist der Widerspruch der Ordnung und wir müssen das Wort zur Wahrheit werden lassen, aus der halben Revolution eine ganze zu machen. Wir werden das Gesicht der Welt verändern. Nicht Kampf aller gegen alle, sondern Solidarität der schaffenden Menschen.

Nicht Nationalismus, sondern Ineinanderklängen aller Kulturen, nicht Waffengeklirr, sondern edler Wettstreit der Geister, das ist das Vermächtnis vom 9. November.

Wenn Hitler Köpfe in den Sand rollen lassen will, so schreit er uns nicht. Immer starben die Besten der Menschheit in den Kerkern, auf den Scheiterhaufen und den Barrakaden für die Freiheit. Blut, mit dem sie den Boden düngen, wird Saat der Zukunft. Sie töten den Geist nicht. Rütteln wir die Geister auf aus ihrer Bequemlichkeit, schaffen wir den Kampfesboden. Kein Opfer ist zu groß, und unser Kampf verdrängt den grauen Alltag der Sorge und Not. Unsere Generation hat von der Geschichte eine ehrenvolle Mission erhalten. Zeigt sie sich ihr gewachsen, dann ebnet sie die Bahn für wahres Menschenglück und dauernden Völkerverfrieden.

Unser der Kampf, unser der Sieg, trotz alledem!

Toni Sender sprach unbeherrscht vom Manuskript, leidenschaftlich und die Menge begeistert. Sie sprach nur das aus, was alle

## Der 9. November im Rundfunk

Anlässlich der zwölften Wiederkehr des Revolutionstages sprach am Sonntagabend Staatssekretär a. D. Heinrich Schulz im Berliner Sender über die Bedeutung des 9. Novembers. Zuerst wies er energisch die gegen die Sozialdemokratie erhobenen Vorwürfe zurück. Weder die Legende vom Dolchstoß noch die Sage, die Sozialdemokratie hätte sich zur Regierung gedrängt, haben einen Kern von Wahrheit in sich. In der höchsten Not übernahm die Partei die Führung des Staates und sicherte die Ordnung und die Abwicklung der Demobilisation. Dadurch wurde die Staatsautorität gerettet, und Deutschland entging der Gefahr einer feindlichen Besetzung. Ebenso verhielt es sich mit der Unterzeichnung des Versailler Vertrages, der seinen Augenblick von einem vernünftigen Menschen als gerecht anerkannt worden ist. Aber der Schritt war notwendig, um die deutsche Souveränität zu erhalten. Dann kam Heinrich Schulz auf die Gegenwart zu sprechen, auf den Hoff und die Rücksichtslosigkeit, mit denen sich heute die politischen Parteien betämpfen. Es gibt kein Zurück hinter den 9. November. Keiner würde mehr aus einem freien Volksgenossen ein beschränktes Kind der fallerlichen Vora werden wollen. Mit einer Mahnung, den wilden Hoff der Parteien zu dämpfen, mit Worten der Toleranz schloß Heinrich Schulz seine Ausführungen.

### Revolutionsfeier des Reichsbanners.

Auch das Reichsbanner feierte am Sonntag den Tag der Geburt der deutschen Republik. Der Ortsverein Tiergarten hatte die Republikaner zu einer Feierstunde nach den Arminiushallen gerufen. Trommelschlag und Fahnenmarsch leitete die Feier ein. Rezitationen, von Loew gesprochen, wurden zum Auftakt für die Fest- und gleichzeitig Mahnworte. Mit recht feingewählten Zeitbildern zeichnete Dr. Wischler die Geschichte der Republik: Nie wieder Despotenherrschaft. Wenn wir das Vaterland verteidigen sollen, dann müssen wir in ihm nicht nur Pflichten, sondern auch Rechte haben. So entstand die Republik. Der junge Staat hat sich in zwölf schweren Jahren behauptet. Seine begeisterten Anhänger standen allzeit bereit, ihn zu verteidigen. Die Verteidigungstellung muß heute ausgebaut werden. Wir wollen angreifen, vollenden, was das Jahr 1918 nicht bringen konnte.

### Todesopfer des Sonntags.

Drei Personen von einem Privatauto überfahren.

Am gestrigen Sonntag hat sich wieder eine Reihe von schweren Verkehrsunfällen ereignet. Drei Personen wurden mit lebensgefährlichen Verletzungen ins Krankenhaus gebracht. Eine Verunglückte ist ihren Verletzungen erlegen.

Im Tiergarten, an der Ecke der Hohenzollernstraße, wurden drei Spaziergänger, die Schauspielerin Edith Christlanen, der Student Boris Grin und dessen Schwester Eugenie, beim Ueberqueren des Fahrdammes von einem Privatauto überfahren. Der Chauffeur des Unglücksautos brachte die Verletzten selbst in das nahegelegene Elisabeth-Krankenhaus. Eugenie Grin starb kurze Zeit nach ihrer Aufnahme. Die beiden anderen Verunglückten liegen schwer daneben. — In der Hofjägerallee im Tiergarten wurde die 33jährige Köchin Luise Wolters aus der Hoffsteinischen Straße 18 von einem Straßenbahnwagen überfahren. Die Frau erlag ihren Verletzungen auf dem Transport zum Elisabeth-Krankenhaus.

Ein verhängnisvolles Ende fand ein Motorradausflug, den am Sonntagnachmittag zwei Berliner nach Fredersdorf unternommen hatten. Hinter Fredersdorf raste das Motorrad gegen einen Baum und wurde völlig zertrümmert. Während der

Fahrt und dachten: Wir stehen wie ein Mann zusammen, bereit zum Kampf und entschlossen, das Ererbte mit allen Mitteln zu verteidigen.

Nach dem „Erntelied“ von Dehmel folgt von dem Sprechchor unter Leitung von Wolf Trug meistershaft gesprochen die „Ballade des Bergessens“ von Klumb. Tollers „Arbeiterlied“ erklingt. Das letzte Wort ist verhallen. Begeistert steht die Menge auf und singt machtvoll „Die Internationale“.

Kurze, knappe Ansprache Karl Littes: Geht jetzt in die Fabriken, in die Kontore und die Betriebe und kämpft und werdet mit aller Kraft für die Partei und für die sozialdemokratische Presse. Wir haben uns heute voller Stolz von neuem zur Novemberrevolution bekant und wir haben damit erneut gelobt, unser ganzes Sein einzusetzen für unsere Partei, für den Sozialismus!

Ein dreifaches begeistertes Hoch auf die völkervereinende internationale Sozialdemokratie beschloß diese einzigartige Revolutionsfeier der Klassenbewußten Berliner Arbeiterschaft.

### Für die musikalische Gestaltung der Feier

war ein imposanter Apparat aufgebildet worden: vom Deutschen Arbeiter-Sängerbund der Landober-Chor, der Berliner Sängerbund, der Neuföllner Sängerbund und der Friedrich-Negar-Chor; dazu, bedeutend verstärkt, das nie verlassende Berliner Symphonie-Orchester. An der Spitze der jungen Dirigent Georg Oskar Schumann, der die musikalische Gesamtleitung mit Umsicht und künstlerischer Ueberlegenheit durchführte. Das sozialistisch-proletarische Element war vor allem in den Chorstimmen des Programms betont: in Uthmanns „Ach warte Dein“ (mit der wirksamsten Orchesterbegleitung) und in Pringheims „Arbeiterlied“; zu großartiger Klanggestaltung gelangte Oskar Friedls „Erntelied“, das in Dehmels ausdrückendem Dichterverwort unmittelbar auch zum Gefühl der heutigen Arbeiterschaft spricht. Den festlich erhebenden Charakter der Feier bestimmten wesentlich die Orchesterwerke: Roguers „Aienz“-Ouvertüre mit ihrem jugendlich-revolutionärem Ueberchwung und Beethoven's dritte „Leonore“-Ouvertüre, in der der Jubel einer befreiten Menschheit musikalisch überwältigenden Ausdruck findet. Eine geschickte Anknüpfung von Marschen festlichen Charakters begleitete, zur Eröffnung der Feier, den Umzug der roten Fahnen.

Dr. Wischler rief die Jugend auf, Streiter für Freiheit und Recht zu sein. Wenn für die Republik und ihren sozialen Ausbau gekämpft wird, dann wollen wir Reichsbannerleute in den ersten Reihen stehen. Dazu müssen wir unsere Kräfte stärken. Nach der mit ungewöhnlich starkem Beifall aufgenommenen Ansprache marschierte das Reichsbanner durch die Straßen des Bezirks.

### Proletarischer Abend als Revolutionsfeier.

In Niederschönhausen-Nordend versammelte ein proletarischer Abend hundert im Saal des Restaurants „Sonsouci“. Es wurde ein Bekenntnis zum 9. November, zum Geist des Sozialismus. Der „Singskreis Niederschönhausen“ und der Männerchor „Zukunft“ brachten Gesangsvorträge. In einer glänzenden Ansprache erinnerte der Vorsitzende der Abteilung an das, was hinter uns, an das, was noch vor uns liegt. Eine Sprechkomödie von Rektor Karl Hahn „Arrentanz im Glanz“ wurde aufgeführt. Herbert Sachajewitsch hat die Musik dazu geschrieben, und der Maler, Turner die Kulisse dafür gemalt. Die „Sprechgemeinschaft Niederschönhausen“, von Martin Gleisner auch in eine Bewegungsgemeinschaft umgewandelt, gestaltete das Werk. Die 131. Abteilung kann auf diesen Abend und ihre rührigen Mitglieder, die Schöpfer des kleinen Wertes, stolz sein. Denn was den Besuchern der Veranstaltung geboten wurde, war der Beweis, daß die tatkräftige sozialistische Kulturarbeit, die hier geleistet wird, schon gute Früchte getragen hat und sicherlich auch weiter tragen wird. Die ganze Veranstaltung zeigte nicht nur gutes Wollen, sondern auch überraschendes Können. Der Sprechchor mit seiner wuchtigen, rhythmischen Sprache und seiner aufrüttelnden Musik dürfte auch bald bei anderen Parteiveranstaltungen austauschen, zumal er außer Beleuchtungseffekten mit sehr geringem finanziellen Aufwand auskommt. Sinnvoll war es, daß im Anschluß an diesen Abend eine kleine Ausstellung „Bilder der Arbeit“, Werke Turners, gezeigt wurde, in der man u. a. Elizenblätter sah, die Turner im Bergwerk unter Tage gezeichnet hat. Turner gehört zu den wahrhaft proletarischen Künstlern; er erlebt den Arbeiter und seine Arbeitswelt, er erfährt die Stimmung der immer wiederkehrenden Arbeitsbewegung, der ewigen Arbeitshaltung. Seine Blätter packen und erschüttern, weil sie den Arbeitsmenschen unserer Zeit zeigen. Die 131. Abteilung darf auf diesen Abend wirklich stolz sein.

Führer des Rades bereits auf dem Wege zum Fredersdorfer Knappschützazarett starb, liegt sein Begleiter dort mit schweren Verletzungen bedenklich daneben. — Auf der Aous im Grunewald stürzte der 23jährige Student Claus Böhmow aus Charlottenburg mit seinem Motorrad in der Südschleife infolge zu hoher Geschwindigkeit über die Böschung. Er wurde mit einem Schädelbruch ins Hildegard-Krankenhaus gebracht.

### Oderhochwasser gefallen.

Aber das Hochwasser der Warthe steigt.

Frankfurt a. d. O., 10. November.

Die Oder zeigte heute abend einen Wasserstand von 4,85 Metern. Sie ist demnach gegenüber ihrem Höchststand um 50 Zentimeter gefallen. Bessern erfolgte ein Dammbruch im Winterschäfen, der aber keinen größeren Schaden anrichtete, da der Hauptdeich unverletzt geblieben ist.

In Landsberg a. d. Warthe ist der Hochwasserstand um 2 Meter gestiegen. Westwind stellte sich dem ablaufenden Wasser entgegen und es kam zu heftigen Stauungen, die die Fluten über den Deich trieben. Einige Dörfer wurden überschwemmt und viel Morgen Ackerland stehen unter Wasser.

# Erfolg eines Revolutionsdramas

## Uraufführung der Volksbühne: „Die Matrosen von Cattaro“

Zum dritten Male innerhalb weniger Wochen geht ein Stück über die Bühne, das eine Matrosenrevolte der Wirklichkeit nachbildet. Alle drei sind Dokumentenstücke, ihr Inhalt stützt sich auf Aktenberichte. Ernst Tollers „Feuer aus den Kesseln“ und Theodor Blumers „Des Kaisers Küll“ beschäftigen sich mit dem Kaiser Matrosenaufstand aus dem Jahre 1917. Friedrich Wolfs „Matrosen von Cattaro“ mit der Revolte der österreichischen Marine im Anfang des Jahres 1918. Die Ursachen der Unruhen sind in beiden Fällen die gleichen: unwürdige Behandlung der Mannschaften durch die Offiziere, schlechte und ungerecht unterschiedliche Verpflegung, lange Dauer und zunehmende Einsicht in die Sinnlosigkeit des Krieges. Der Hergang der Revolte mit ihrem äußeren Anlaß ist an sich in seiner spannungsgeladenen Bewegtheit ein dankbarer dramatischer Stoff. Was den Dichter an der Behandlung dieses Stoffes reizt, ist nicht die Tatsache allein, daß sich in Kiel sowohl wie in Cattaro an den Unruhen beinahe die Revolution entzündet hätte, ihr Geschehen läßt Hintergründe aufleuchten und große Zusammenhänge klar werden. Er will sich mit den vielfältigen Beziehungen auseinandersetzen, die zur Umwertung der politischen und allgemein menschlichen Begriffe geführt haben. Damit wächst sein Wert über den dramatisierten Tatsachenbericht hinaus, und wie Toller könnte es Friedrich Wolf ein historisches Schauspiel nennen. Was er in den „Matrosen von Cattaro“ schildert ist Historie, deren Bedeutung vielleicht erst späteren Generationen aufgehen wird. Den mittelaltig geringfügigen Blick, mit dem unentwegte Literaten auf solche „Zeitsstücke“ herabsehen, kann ich mir nicht aneignen. Wir sind über das Vorurteil hinaus oder sollten es wenigstens sein, daß die Größe eines Schicksals mit dem äußeren Glanz seines Trägers wächst. Ein dichterisches Werk wird nicht dadurch edler, daß es gekrönte Händer gestaltet. Die Matrosen Revölts und Reichspöbel aus Kiel und der Bootsmannsmat Franz Kesch aus Cattaro sind als geschichtliche Personen für uns wichtiger als etwa Maria Stuart oder Elisabeth von England.

Diese Ausführungen sind nötig, weil es nach dem beispiellosen Erfolg der Volksbühne, den Friedrich Wolfs Schauspiel am Sonntagabend davongetragen hat, nicht an kritischen Stimmen fehlen wird, die ihm tendenziöse Mache, Effekthascherei oder andere unästhetische Motive unterstellen werden. Das Spiel packt und reizt mit revolutionärer Stimmung flammend auf, aber nicht von irgendwelchen Parteilichlogikern hervorgerufen, sondern aus Begeisterung für rechte Menschlichkeit und aus Abscheu gegen ein abgewirtschaftetes System von Unterdrückungswillen und brutalem Machtglauben. Das ist ja das Wunderbare und Unergründliche an dieser Aufführung, daß keine hohen Phrasen gedroschen werden, daß Tatsachen zu sprechen scheinen, daß wir von der ersten Szene an zitternden Herzens in ein Geschehen verwickelt werden, das so und nicht anders kommen kann. Wir fühlen uns mit erleichtert, wenn wir die sinnlose

Matrosenschinderei durch die Offiziere sehen, auch in uns verdrängt sich allmählich die Empörung zur Rebellion, und wir warten bangend und gebannt auf den Ausbruch der offenen Revolte. Der Jubel im Zuschauerraum kennt keine Grenzen, als auf der Bühne das Losungswort zum Aufstand ertönt. Wie sich aus kleinen Anfängen die Aufstufstimmung entwickelt, wie es endlich zur Explosion kommt und die befreiende Tat die Matrosen in einen Freudentaumel wirft, das ist vom Dichter meisterhaft gesehen und vom Regisseur Günther Stark herrlich gestaltet. Bei diesem Bild geht durch das Theater ein Aufatmen, ein untergeheftetes Gefühl der Erleichterung, eine Wirkung, wie sie bisher nur von dem Film „Panzerkreuzer Potemkin“ her erinnert ist. Könnte es Friedrich Wolf auf Effekthascherei an, so würde er kein Schauspiel mit dieser grandiosen Szene schließen. Die folgenden Bilder, die den Zusammenbruch der Revolte zeichnen, müssen abfallen. . . . Die Matrosen und ihr Führer Franz Kesch nutzen ihren Sieg nicht aus, mit Reden und Verhandlungen des Matrosenrates verstreicht kostbare Zeit. Ihm sind heilige Fragen über den Umlauf, über die Form der Verpflegung wichtiger als rasches Handeln und Anschluß an die streikende Arbeiterschaft. Zwistigkeiten brechen aus und nach drei Tagen ist die Revolte von den schlau berechnenden Offizieren niedergeschlagen. Aber das Schauspiel verhandelt trotzdem nicht. Noch einmal erhebt es sich zu einem Höhepunkt, sein Schluß bildet eine zukunftsweisende Steigerung: Als Franz Kesch unter den lächelnden Worten des Offiziers: „Das ist nun das Ende“ abgeführt wird, ruft er: „Die Kugel, die uns niederstrecken, werden gehört werden von denen, die es dann besser machen werden als wir. Das ist nicht das Ende, Leutnant, das ist erst der Anfang.“

Aus den Schauspielern, die sämtlich hohes darstellerisches Können verraten, spricht echte, loderbende Begeisterung. Man müßte sämtliche Namen des Programms nennen, um diesem großartigen Ensemble gerecht zu werden. Die Hauptrollen liegen in den Händen von Ernst Busch, Hermann Speelmans, Erwin Kleist, Hans Böhm, Erich Thormann und Hans Poppel. Schon physisch ist Ernst Buschs Darstellung des Bootsmannsmats Franz Kesch eine fast übermenschliche Leistung. Er wurde von der tiefaufgewählten Zuschauerschaft mit seinem Gegenpol Hans Poppel immer wieder vor die Kampe gerufen.

Die Volksbühne hat sich mit der Aufführung einen Sieg erspielt, von dem man noch nach Jahren reden wird.

Ernst Degner.

Die gefrignete erste Wiederholung der „Matrosen von Cattaro“ in der Volksbühne ist während des letzten Bildes unter starken Zwischenrufen der Zuschauer, die sich zu lauten Debatten entwickelten. Wesentlich wurde über den Metallarbeiterstreik und den Schiedsspruch debattiert. Die Vorstellung konnte aber unter großem Beifall zu Ende geführt werden. Zu Täuschlichkeiten kam es nicht.

# Massenverblödung.

## „Im weißen Rössl.“

Die Revue, das Zeitgenre, das berechtigt war, solange die Textdichter Wig, Courage und den festen Handgriff für die Tagespolitik besaßen, kam herunter. Die Direktoren angstigten sich, ihren Hausgästen und Bilettsvereinen geistige Anstrengung zuzumuten. Der Herr im Parlett, von Kapitalverdünnungsorgen geplagt, der Monteur aus dem zweiten Rang durcheinander gebracht, weil er sich fogte, daß er bald anstatt des Weges zur Fabrik, den Weg zum Stempelamt gehen müsse, sollte im Theater nicht verblödet, sondern befähigt werden. Das Publikum, ob Scheckbuchträger oder Reichsversicherungsartenkäufer, sollte durch Sühes, Sorgenbrechendes und Entspannendes verhätschelt werden. Leer war der Kopf, überdull war das Herz. Also etwas Fröhliches, etwas Fröhliches hinein in den Kopf! Etwas Gedanken über hübsche Weine, flotte Soubretten und pfiffige Tenöre. Also den Kummer weg vom Gemüt und die Leute müssen sich munter lachen.

Erich Charrell trug dieser Volksmoral Rechnung und machte die beunruhigenden und aufpeisenden Textdichter brotlos. Er gewöhnte ihnen die Satirikernden und das soziale Gewissen als Schloß, die er für sein Großes Schauspielhaus bestellte, durch keine Funken aus dem Verstand herausgeschlagen. Er schlugen mußten sie alle But auf das Leben. Charrell richtete sein Revue-warenhaus ein, alles gemächlich und blendend präsentiert. Sogar Schmorn und Schund in Samt und Seide eingewickelt. Die Treffer der Revuebluffer. Um das zu leisten, sind ein sehr gefürchteter Regisseur und Dekorateur notwendig. Charrell ist dieser Regisseur. Sein Meisterdekorateur ist Ernst Stern. Sein Textdichter ist Hans Müller, der das „Weiße Rössl“, die immer noch unsterbliche Pöbel von Blumenhal und Kadelburg modernisiert. Benach, Granichsiedten und Siolz ertonen und verjagen den Text nach Ländlern und Wiener Walzern. Robert Gilbert reimt die Coupletteinlagen, das Beste von den drei Akten. Was Müller aus eigener Erfindung beisteuert, etwa die Erscheinung des alten Kaisers Franz Joseph, ist mehr als armfelig. Blumenhal war ein Postenfürstler. Müllers Zuschupoliten, doßert für den 1900er Jahrgang, verpuffen kläglich.

Der ganze Theaterzirkus ist wie ein Alpenhotel ausgestattet. Man jodelt schon vor der Garderobe. Das Programmfräulein und das Schokoladenfräulein sind überdillig aufgelaßt. Beide flagen, daß der neue Hüßhut drückt. Sie haben Kopfschmerzen. Die Zirkuswände sind ausgemalt wie zum Alpenball. Berg und Tal, auf der Feiselpitze die Geiß, der Gipfelgänes brandrot im Abendglühen. Ritsch, Ritsch, Ritsch! Stimmung, Stimmung! erwidert der Dekorateur. So ist's auch in der „Reuen Welt“ in der Holenhelden, wenn der Däse gebraten und die Ritschbahn befahren wird.

Rizl Dreher jodelt herrlich. Der Hotelpiffkato vom „Weißen Rössl“, gespielt von Gusti Stark-Gretkenbauer, dem alligsten Kinoswerglein, trippelt und juchelt herum. Camilla Spira niert sich als Rösslmitrin in Dralbeit und Drolligkeit. Mag Hansen ist ihr Ober Leopold. Er ist so nett, verführerisch, sentimental, brav, spitzbübisch und schließlich ungeheuer tomsich bejassen! Er ist die feinste Nummer des Abends, ein volkstümlicher, nie verlagender, herrlicher Künstler. Walkburg als Berliner Triptogenfabrikant Giesede routiniert und verjettel. Arns als schöner Sigismund aus Sangershausen zugleich ordinär und grazlös. Jantahn als Rechtsanwalt und Herzensbrecher so, wie die Wackliche ihr Blut träumen. Trude Bieste und Käte Benz als Beaufstandstandistinnen bildlich. Die Tänzerinnen Marianne Winkelstern und Lamara Desni herrlich gebaut und trainiert. Und Bogs und Girs und Schupplatter, die

sich echt national ohrseigen, und Papptübe, die gemolken werden und mit den Köpfern wackeln können. Das Kunstwarenhausegewerbe blüht.

Sobald das Couplet ausgejodelt ist, und die bis zum letzten Atemzug ausgepumpten, nicht laut genug zu lobenden Künstler zum letzten Male vor der Kampe paradiieren, sagt man sich, daß Erik Charrell, der auf dem Programm doppelt hoch und doppelt fett gedruckte Direktor und Oberregisseur, im Laufe eines halben Jahres eine Million Berliner vollkommen verblödet. Das ist immerhin ein psychologisches Kunststück und auch den investierten Kapitalien durchaus dienlich.

Max Hochdorf.

## Berliner Volks-Chor.

### Hochschule.

Es war eine natürliche Pflicht, daß am 9. November, dem Tage des endgültigen Bruchs mit dem alten System, die Kaspischdung in den Konzerten besonders stark betont wurde. Dr. Ernst Jander mit seinem Berliner Volks-Chor hatte sein Konzert „50 Jahre Arbeiterdichtung in Ton und Wort“ genannt. Die besten Namen waren da vertreten, von denen mir ein guter Teil in der Aufführung entgingen durch die maßlose Ausdehnung der Vorträge des Regitators Ernst Bringsolf. Der junge Vortragende, der auf sein Publikum zu wirken weiß, ist bestimmt für „die Tendenz“ vorherbestimmt, wie auch eine Szene aus Tollers „Hinkemann“ seine schauspielerische Begabung erweist. Aber technische Ausfaltung und künstlerisches Nachhalten tun seinem derben Alfresco-Stil nach dringend not. Die ersten Höhe, die ich noch hören konnte, wurden von Dr. E. Jander klar in den Konturen, verständnisvoll und überlegen hingelegt. Ganz anders die Direktion von Klaus Bringshelm, der nicht nur im Schöpferischen, sondern auch als Interpret ein echter Neulöner ist. Da hüßchen Blüßlichter hin und wider, da ist die ganze Atmosphäre elektrisch geladen, löst sich das Ungeziehe, Verwehte, Schaurige im „Faber-gang“ genau so hinreichend, als der derbere Massentritt im „Arbeiterlied“. Er ist eine ganz große Hoffnung.

H. M.

## „Ohne Blut.“

### Nachvorstellung im Theater des Westens.

Wenn es in Berlin nicht bekannt wäre, daß Wien eine Theaterstadt ist, wenn mir nicht so viele unserer Berliner Bühnenmitglieder von Wien her bezogen hätten, so müßte man den Wiener Theatern vorschlagen, die Veranstalter des „Festivals Wiener Ensembles“ wegen Verbreitung über Redrede zu verklagen. Soviele über die Aufführung der „Revolution ohne Blut“. Die gänzlich unwahrscheinliche Tatsache, daß eine Regie sich bei dieser Aufführung betätigt habe, verjagte der Theaterzettel den Besuchern zu jüngereren. Das „Schauspiel in fünf Bildern“ von Bohar Ring ist zwar keine Revolution, aber gänzlich ohne Blut und ohne dramatisches Können. Man gewann von dieser Nachvorstellung im Theater des Westens den Eindruck, daß ein ehrgeiziger und anscheinend auch entsprechend begüterter junger Mann sich diese Aufführung seines „Wertes“ Stückweise zusammengelauft hatte.

Die Bühnenbilder Feliz Smetanas waren eines echten Theaterabends würdig gewesen.

## „Soldaten“ von Manfred Gurlitt.

### Opern-Uraufführung am Düsseldorfener Stadttheater.

Düsseldorf, 10. November.

Das der Oper zugrunde liegende Drama des revolutionären Goethe-Zeitgenossen Reinhold Lenz schildert das Schicksal eines hüßlichen Bürgermädchens, das durch seine leichtsinnige Gutwilligkeit und die lockere Moral der Soldner zur Diene wird und im bittersten Glend dem Vater wieder begegnet. Der Bräutigam begeht seelenruhig Selbstmord, da er den gefährlichsten Risalen mit in den Tod nimmt. Die fast expressionistisch zahlreich und knappe Szenenfolge ist vom Komponisten auf zwanzig Bilder reduziert worden, von denen jedes einzelne in strenger musikalischer Form angelegt ist. Diese durch die Anlage des Stofflichen bedingte Kurzatmigkeit wird wohl stellenweise mit dramatischem Impuls überbrückt, aber nicht durch sinjonische Zwischenstücke eng aneinander geschlossen. Der Tonsprache ist Fluß nachzuräumen, wenn sie auch nicht zu eigenpersönlichem Charakter des Melodischen und Harmonischen durchdringt. Eine sehr vornehme und kulturreiche Arbeit, der man allerdings einen Schuß Blutmärme wünschen möchte. Einige Szenen lassen aber doch deutlich (im Gegensatz zum früheren Schaffen) das Abdrücken vom alleinherrschenden Kunstverstand zum Gefühlbetonten erkennen. Mit sicherer Profilerung sind die Welten des Kleinbürgerturns, der Offiziere und der gütig-vermittelnden Gräfin gegeneinander ausgespielt. Außer den dramatisch-ästhetischen Höhepunkten lassen besonders die Ensembles die feine und kundige Hand erkennen. Vor allem die Erkennungsszene zwischen Vater und Tochter gibt in ihren unheimlich düsteren Farben auch dem Instrumentalen günstige Gelegenheit, bestimmter in Erscheinung zu treten.

Die Wiedergabe (Regie: Dr. Friedrich Schramm, musikalische Leitung: Jascha Horenstein) verhält dem Wert zu sehr freundlicher Aufnahme. Das unglückliche Liebespaar wurde von Rose Landwehr und Berthold Püh gefänglich und dastellerisch mit erschütternder Wahrheit durchgeführt. Carl Heinzen.

Die Volksbühne veranstaltete gestern vormittag im Rahmen ihrer Sonntagsmittagkonzerte eine „Difene Singstunde“ unter der Leitung von Prof. Friz Idde und unter Mitwirkung der Jugendmusikschule der Staatlichen Akademie für Kirchen- und Schulmusik und der Volksmusikschule der Musikantengilde. Das völlig ausverkaufte Haus am Bülowplatz bewies, daß das Interesse für diese Art des gemeinsamen Singens immer weitere Volkstriebe erjagt.

## Blutiger Sonntag.

### Straßenkampf in Hilden. — Krawalle in Stuttgart. — Ueberfall in Frankfurt.

Hilden (Mhd.), 10. November.

Am Freitag abend hatte sich bei einer nationalsozialistischen Versammlung eine schwere Messerstecherei mit Kommunisten zugetragen, bei der es fünf Verletzte gab. Trotz Polizeiverbot verammelten sich die Kommunisten am Sonntag zu einer Protestkundgebung. Die Aufforderung der Polizei, auseinanderzugehen, wurde nicht befolgt. Die Beamten wurden von der Menge angegriffen und machten von der Schießwaffe Gebrauch. Zwei Männer und eine Frau wurden schwer verletzt ins Krankenhaus eingeliefert. Polizeikommissar Buh erhielt einen Stich in den Leib und mußte ins Krankenhaus geschafft werden. Zwei weitere Beamte wurden ebenfalls erheblich verletzt. Als die Hildener Polizei befrüchten mußte, den Demonstranten zu unterliegen, wurde das Düsseldorfener Ueberfallkommando alarmiert.

Im Sankt Josephs-Krankenhaus sind am Montag früh zwei Schwerverletzte gestorben. Der Zustand des Polizeikommissars Buh und eines völlig unbeteiligten Mädchens, das schwere Kopfwunden davongetragen hat, hat sich etwas gebessert.

## Krawalle in Stuttgart.

Stuttgart, 10. November. (Eigenbericht.)

Zu kommunistischen Unruhen kam es in Stuttgart am Sonntagabend in den späten Abendstunden. Als Erfolg für die von der Polizei verbotene Feier der russischen Revolution veranstalteten die Kommunisten von den verschiedenen Stadtteilen aus Umzüge, die auf dem Marktplatz zusammentreffen sollten. Der Marktplatz und die ihn umgebenden Straßen mußten von der Polizei mehrmals geräumt werden. Da um diese Zeit gerade Geschäftsschluß war, kam es wiederholt zu Verkehrsstörungen und zur Beunruhigung unbeteiligter Bevölkerungsteile, wodurch das Vorgehen der Polizei sehr erschwert wurde. Die Demonstranten leisteten teilweise gewalttätigen Widerstand, weshalb zur Räumung des Marktplatzes auch berittene Polizei eingesetzt wurde. Die Unruhen dauerten bis Mitternacht und es kam zu einer Reihe von Verhaftungen.

## Hakenkreuzler im Kampf mit der Polizei.

Leipzig, 10. November.

Das Polizeipräsidium Leipzig teilt mit: Ein Zwischenfall ereignete sich am 9. November gegen 11½ Uhr am Markt. Hier wurden etwa 200 Teilnehmer eines nach Norden marschierenden nationalsozialistischen Zuges von zwei Polizeibeamten zum Auseinandergehen aufgefordert, weil der Umzug gegen die bestehende Bannmellenverordnung verstieße. Dieser Aufforderung kamen die Marschierenden jedoch nicht nach, vielmehr bedrohten sie die Polizeibeamten, so daß diese sich mit dem Gummiknüppel Bewegungsfreiheit zu machen versuchten. Als einige Teilnehmer die Gummiknüppel festzuhalten versuchten, zogen die Polizeibeamten die Pistole, worauf sich die Beteiligten nach der Hainstraße zu entfernten. Mit Hilfe herbeieilender Polizeibeamter, die von einer Zivilperson benachrichtigt worden waren, erfolgte anschließend die Zuführung des Führers nach dem Polizeipräsidium.

## Ueberfall in Frankfurt.

Frankfurt a. M., 10. November. (Eigenbericht.)

Eine 100 Nationalsozialisten überfielen Mitglieder der sozialistischen Arbeiterjugend in Frankfurt, die von einer Revolutionsfeier heimkehrten. Auch gegen Mädchen im Alter von 14 und 15 Jahren wurden Fußtritte ausgeübt. In der Frankfurter Hauptwache kam es am Sonntagmittag zu einem ersten Zwischenfall. Der Führer der Frankfurter Sozialistischen Arbeiterjugend, der Schlichter Ernst Langendorff wurde von etwa 10 Nazitromms umringt und angepackt. Als er sich losreißen wollte, wurde er von hinten zu Boden gerissen. Die Nazis traten darauf den Genossen L. so heftig ins Gesicht, daß er das Bewußtsein verlor. Auch dem wehrlos am Boden liegenden verletzten die Bestien noch mehrere Fußtritte ins Gesicht, so daß L. das Nasenbein brach. Die Polizei befreite L. aus der Mitte des Hakenkreuzgefeldes und verhaftete erzwungenermaßen die beiden Hauptschuldigen. Genosse Langendorff mußte sich einer Operation unterziehen.

11. November 1918 - - -

Vor zwölf Jahren

Serdinand Haas:

Wiedersehen mit Frankreich

I.

Sous les toits de Paris.

Drei Jahre war ich nicht in dieser Stadt. Sie hat sich wenig verändert im äußeren Bild: sie ist auf den großen Boulevards noch ein bisschen amerikanischer geworden für die Fremden, die zwischen Ciole und Oper die Pariser verdrängt haben. Hier ruht es nur so von Leuten, die nachher zu Hause ihre Rede etwa so beginnen: als ich das letztmal in Paris war, wußte ich... na, und die Mädchen, ganz große Klasse...

Dies in der jeweiligen Muttersprache: englisch, deutsch, polnisch. Davon soll hier nicht die Rede sein, auch nicht von jenem zauberhaften, puffernden stillen Paris, das an jeder Straßenecke neues Entzücken auslöst - mit seinen Dächern und Brücken, Straßen und Gäßchen, mit der Selbstverständlichkeit seiner Lebenskunst... hier soll gesprochen werden von einem kleinen, fast unscheinbaren Vorfall, der sich gegen Abend im Studentenviertel zutrug.

Sitzt da auf einem Hocker ein Kriegsbücher und spielt auf seinem großen Schiffsclavier Puccini und Verdi mit seltener Meisterhaft. Die Leute stehen herum und lauschen andächtig, sie werfen alle ein paar Sous in den kleinen Blechtopf.

Neben mir: ein Mann in Chauffeurkleidung, groß mit breiten Schultern. Plötzlich stutzt er, da stürzt er auch schon nach vorn zu dem Blinden und schreit: „Pierre - Pierre!“ Die Worte, die sie sprechen, kann man nicht verstehen, man fühlt nur - dies ist ein Wiedersehen nach langen Jahren. Dann wissen es alle im Augenblick: der Chauffeur ist ein Deutscher, hat in der „großen, herrlichen Zeit“ im Feldlazarett neben dem Blinden gelegen und ist eben mit seinem Chef aus Köln nach Paris gekommen.

Die beiden Männer liegen sich in den Armen. „Walter...“ „Pierre...“

Einen Augenblick ist es totenstill im Kreis geworden. Dabei scheint es fast ein Nichts zu sein... etwas Alltägliches beinahe: zwei Menschen haben sich nach Jahren wiedergetroffen, zwei Menschen wie du und ich... und doch: etwas Ewiges klingt an unser Herz. Der baumlange Kerl ein paar Schritte neben mir hat Tränen in den Augen, die kleine Frau mit dem Kind auf dem Arm dreht sich weg.

„Walter“, hört man den Blinden, „warum wollt Ihr wieder Krieg?“

Da stürmen sie alle wie auf Kommando mit ihren Fragen auf den Chauffeur los.

Jamohl! die Zeitungen schrieben es, und ganz Paris spräche davon, überhaupt ganz Frankreich - warum wieder Krieg?!

„Wir wollen keinen Krieg, das ist nicht wahr“, sagt der Chauffeur.

„Aber, les hitleriens... und die Wahlen in Deutschland...“

Da packt der Chauffeur die Hand des Blinden; er tramt sein ganzes bisschen Französisch zusammen, und leise Hilfslosigkeit seiner Rede unterstreicht die große Ehrlichkeit seiner Worte.

„Kameraden“, sagt er - und es stehen Männer, Frauen und Kinder herum - „Kameraden, es gibt zwar einige Lumpen, die nieder worden wollen, aber wir werden das nicht zulassen, wir, das Volk! Wir wollen keinen Krieg! Wir werden keinen Krieg anfangen, wir nicht! Glaubt mir, Kameraden, wir nicht!“

Und dann debattieren sie noch ein wenig, aber als sie nachher nach Hause gehen, weiß man: diese paar Worte sind mehr wert als eine mit allen Schilanen vorbereitete Ministerrede in Genf.

Als ich eine halbe Stunde später zurück in die Rue Boissonade komme, spielt ein blinder Kriegskrüppel: „Ich halt' einen Kameraden...“ und ein deutscher Chauffeur sammelt ab.

II.

Verdun.

In Verdun müssen wir eine Nacht bleiben. Unser kleiner Wagen will nicht mehr, morgen früh soll er repariert sein. Der Monteur der Garage bringt uns in ein Hotel und regelt freundlich alles für uns. Als wir uns bedanken, sagt er - schon halb im Weggehen:

„Vielleicht können Sie mir sagen... warum soll es wieder Krieg geben? Wir haben das hier mitgemacht, mein Herr... es war entsetzlich! Ich dachte, wir wären jetzt bons camarades.“

„Jamohl“, sage ich, „wir sind gute Kameraden. Und das mit dem Krieg ist Schwindel. Gemeiner Schwindel!“

In der Früh, als ich beim Kaffee sitze, bleibt eine alte Frau, auf ihren Krückstock gestützt, an meinem Tisch stehen.

„Sie sind der Deutsche?“

„Ja“, sage ich und bitte sie, sich zu setzen.

Ihre Stimme ist leise und hart zugleich; ihre großen Augen, die aus einem verarbeiteten und müden Gesicht blicken, haben viel Leid gesehen. Unausgesprochenes liegt darin und eine zähe Unerschütterlichkeit; ein erschreckendes Wissen um menschliches Elend und menschliche Qual. Bei allem Vorwurf und bei aller Schärfe ist unendlich viel Güte und Wärme in ihren Worten:

„Mein Junge liegt bei Douaumont da oben, tot, vorstehen Sie... und mein Mann daneben, und mir ist ein Stück vom Bein weggerissen, da... Und mein Schwager hat keine Arme mehr,

und Armond hat's in der Lunge, jamohl... verfluchen Sie mich überhaupt?“

„Ich spreche gut französisch, Madame.“

„So... und bei euch da drüben gibt's wohl keine, die erschossen sind, was?! Denen unsere Jungen den Leib mit Bajonetten aufgerissen haben, was?! Bei euch gibt's wohl keine Mütter, die ihre Männer und Kinder verloren haben?“

„Doch, Madame, unser Unglück war gemiß nicht kleiner als das Unglück Frankreichs.“

„So... und da habt ihr jetzt wieder solche Schweinehunde (wörtlich sagt sie das: infames coquins), die Krieg wollen, und der ganze Dreck soll wieder von vorn anfangen, was?! Seid ihr denn ganz wahnsinnig?... Ich verstehe nichts von Politik, mein Herr, aber die Leute hier sagen, daß in dem Vertrag von Versailles manches drinsteht, was für die Deutschen sehr schlecht sei. Glaubt ihr denn, durch einen neuen Krieg wird das besser? Schlechter wird das, schlechter! Seid ihr denn ganz wahnsinnig?“

Ehe ich noch antworten kann, ist sie aufgestanden. Die Tür klappt hinter ihr zu, und durch die Fenster sehe ich sie klein und gekrümmt über die Straße humpeln.

III.

Nachtrag.

Diese Dinge sind der Wahrheit gemäß aufgezeichnet. Sie wurden erlebt während einer Woche Aufenthalt in Frankreich. Die großen und die kleinen Zeitungen sind voll von der Sorge um einen neuen Krieg. Das Volk bespricht es auf den Straßen, in den Cafés, in den Salons. Jedes dritte Wort ist les hitleriens. Wehnisch scheint es, wie zuverlässig berichtet wird, in England zu sein.

Sie haben keine Angst vor uns. Sie haben Angst vor einem neuen, staatlich konfessionierten Massenmord!

Und darum soll und muß mit aller Deutlichkeit an diese Stelle hingefügt werden:

Wir, das Gros des deutschen Volkes, wir wollen unter keinen Umständen einen neuen Krieg! Glaubt uns, Kameraden, wir nicht!

Dr. Benno Altmann:

Waffenstillstandsfeiern...

Am 8. November 1918 haben die Italiener mit den Oesterreichern Waffenstillstand abgeschlossen. Der Krieg war damit aus für sie. Am 11. November wurden die Kampfhandlungen an der Westfront eingestellt. Das war das Ende des Weltkrieges.

Es ist als Pflanzpflanz recht und billig, wenn man die Lage der Wiederkehr zum Anlaß einer Gedenkfeier nimmt. Das geschieht bei den einzelnen Siegerstaaten auf recht verschiedene Art und der Hinweis auf diese Verschiedenheit ist ein Kapitel ethnologisch-politischer Belehrung für sich.

In England...

Im Weltreich England scheint am 11. November um 11 Uhr alles äußerlich sichtbare Leben zum Stillstand gekommen zu sein. Die Fußgänger auf der Straße stehen still da und entblößen das Haupt; die Fahrzeuge in den Städten halten an, das Dienstpersonal steigt mit den Passagieren aus und verharret schweigend wie die Fußgänger; die Eisenbahnen unterbrechen auf der Strecke ihre Fahrt, die Reisenden erheben sich, beien oder schweigen; wenn es möglich ist, nehmen die Flugzeuge eine Zwischenlandung vor und die Schiffe auf den Meeren stoppen die Maschinen. Zehn Minuten, jezt zehn Minuten, die die Unterzeichnung des Waffenstillstands im Salonwagen des Marschalls Foch samt den kurzen Ansprachen der Unterzeichner gedauert hat, währt im Weltreich England, in den Wäldern Indiens und Australiens so gut wie in London und Manchester, dieser Abbruch des gewöhnlichen Lebens. Die denkbar würdigste Feier, die vollkommenste Uebereinstimmung zwischen geschädlichem Anlaß und festlicher Erinnerung. In jenen zehn Minuten des 11. November 1918 hat Jozusogen der Weltgeist der Geschichte, tragisch erschüttert, seine Bestimmung dem abgeschlossenen Titanenkampf zugewendet und sich mit kurzer Rückschau zur Ueberwindung der ungeheuerlichen Katastrophe angeschickt.

In Italien...

Die englische Art, den Waffenstillstandstag zu feiern, hat sich mancherorts in Frankreich eingebürgert. In vorfaschistischen Italien ist sie, wenigstens in den Großstädten, üblich gewesen. Ministerpräsident Ritti hatte sogar vorgehabt, den 8. November zum Volkskauterstag zu erheben, und Facta, sein Nachfolger, hat einen entsprechenden Antrag im Ministerium eingebracht. Der Kronprinz und der König sollen dagegen gewesen sein und der schon erstarrte Faschismus sich wissen, daß er seine entgegengesetzte Bestimmung sehr schroff zum Ausdruck bringen werde. „So feilsch und stark, wie nur ein sorgenemittes Herz jubeln kann, wollen wir über unsere Siege an der Piave jubeln. Dieses Geschlecht, welches den Sieg ersehnt hat, soll jubeln, und damit spätere Generationen unseren Jubel fortsetzen, machen wir den 8. November zum Volksfesttag, zum höchsten, den wir feiern.“ So schrieb Mussolini am 8. November 1921 in seinem „Popolo d'Italia“. Seitdem er Italien regiert, wird der Waffenstillstandstag mussolinianisch gefeiert.

Um 6 Uhr früh hebt eine gewaltige Kanonade an. Von allen Höhen wird Salut geschossen. Es gibt als „patriotisch“, mit allen

hand Feuerwerkskörpern herumzutollen. Um 8 Uhr läuten die Glocken. Nun formieren die faschistischen Verbände den Festzug. An der Spitze schreiten die „Mutilati“ (Kriegsverstümmelten), natürlich nur, soweit sie faschistischen Organisationen angehören. Es folgen andere Kriegsteilnehmer faschistischer Couleur, es folgen Offiziere, Soldaten, Schulen. Den Schluß macht die „Battala“, Kinder von 10 bis 15 Jahren, die als „faschistische Jugendwehr“ im Schwarzhemd parodieren dürfen. Der Festzug besucht zuerst das Grab des „Unbekannten Soldaten“ und dann zieht er nach dem Palazzo Chigi ab, allwo Mussolini amtiert.

Der Marsch zum „Unbekannten Soldaten“ ist ohne weiteres verständlich. Aber weniger verständlich ist, daß kein Feldherr des Weltkrieges gefeiert wird und Mussolini alle Ehren des Tages einheimst.

Mussolini und die Generale.

Die Geschichte hat sich da wieder einmal einen Treppenhieb geleistet. Cadorna, der viel gelästerte Feldherr des Weltkrieges, war schon lange in Ungnade gefallen. Die beiden anderen Generale, die man in Italien als „Arrangeurs des Sieges“ bezeichnet, Badoglio und Capello, hat Mussolini verstoßen und grausam mundtot gemacht.

Badoglio, das war jener General, der wenige Stunden vor dem Einzug der faschistischen Mannschaften in Rom beim König die Erlaubnis nachsuchte, dem Rebellenheer Mussolinis entgegenzutreten. „Mit einer Division stelle ich die Verfassung her und zwar so gründlich, daß die Empörer für alle Zeit genug haben, sich gegen Staat und Monarchie aufzulehnen.“ Als der König dieses Begehren ablehnte, hatte Badoglio gerade noch Zeit, ins Ausland zu fliehen. Mussolini ließ ihm sagen, daß er nur so nicht zurückkehren möge. So lebt der General in Südamerika, vom herrschenden Staatssystem bedroht und ausgestoßen.

Capello ist es noch schlimmer ergangen. Dem alten Mann wurde vor vier Jahren der Prozeß wegen Anstiftung zum Mord gegen Mussolini gemacht und auf ein Nichts von Beweisen ist er zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt worden.

Die beiden kann man demnach nicht feiern.

Was aber hat denn Mussolini mit dem Sieg Italiens zu tun? Er war im Krieg ein armer Ruschlot, brachte es bis zum Korporal und verließ, verwundet wie hunderttausend andere, die Truppe.

Vorher und nachher hatte er sich freilich in seiner Art reichlich Vorbereden geholt.

Mussolini hat mit dem Gelde der später von ihm so brutal bekämpften Freimaurerei den „Popolo d'Italia“ gegründet, um Kriegsheber gegen die Mittelstaaten vorzugeben. Er war damals noch Sozialist, kam geradewegs vom „Avanti!“ („Vorwärts“) her und eröffnete in seinem neuen Blatt vielleicht den gefährlichsten Lügenfeldzug, der jemals gegen Deutschland geführt wurde. Es gibt keine Verleumdung, die er nicht vertreten, breit ausgewalzt und über ihre erste Wesart hinaus verzerrt hat. Alles steht in den drei Jahrgängen von 1915 bis 1918 da: von den abgehackten Kinderhänden, von den ausgestochenen Augen, von den abgehackten Frauenbrüsten in Belgien, von den gewohnheitsmäßigen Vergewaltigungen und dem Satanskult ans Kreuz genagelter, ausgepeitschter Mädchen in Frankreich. Nun, Mussolini verband sich auf journalistische Propaganda und an seinem Teil hat er reichlich geholfen, Italien in den Krieg zu treiben.

Der Kriegsheber als Kriegsheid.

Da die Sache nach Niederlagen und Opfern weltkriegsmäßigen Formats doch noch glücklich ausging, ist der Kriegsheber heute Kriegsheid. Der Festzug huldigt dem müde im „Unbekannten Soldaten“, aber dann kommt gleich Mussolini heran. Soviel Faschisten samt Mitläufern Rom auf die Beine bringen kann, alles muß dabei sein, wenn dem Duce als Sieger „im und nach dem Kriege“ gebührend wird.

Er redet dann, redet lange von dem Anteil, der Italien an dem siegreichen Ausgang zukommt. Er hat in die Köpfe seiner Faschisten die Legende hineingepfropft, daß eigentlich die italienische Armee Deutschland besetzt habe. Noch mehr als vom Krieg pflegt er bei diesem Anlaß von der „Mission Italiens in der Zukunft“ zu sprechen. Damit meint er den territorialen Zuwachs, wie ihn das Programm des „ersten Faschisten“, das Programm Marinettis, fordert. Ich habe ihn am 8. November 1924 vom Balkon des Palazzo Chigi deklamieren gehört: „Wir brauchen Land im Norden, Osten, Süden; wir brauchen die nordafrikanischen Kolonien, brauchen Tunesien bis Innsbruck; wir wählen viel anzujagen mit Nizza, Savoyen und mit dem Hinterland von Triest. Das Mitteländische Meer sei ein italienisches Meer und sei es ganz.“ Er hat noch bei späteren Waffenstillstandsfeiern den Traum von der Wiederherstellung des alt-römischen Imperiums rhetorisch entwickelt. Wozu ernst darf man das nicht nehmen. Das ist neutralienischer Feststil.

Die Faschisten aber begeistern sich. Ihre Kapellen spielen den schönen „Sang an die Piave“ spielen die „Gloconezza“ das teglich wie musikalisch gleich banale Faschistenlied. Das geht den ganzen Tag so weiter. Immer heben die Faschisten, wenn eins oder das andere ertönt, den Arm zum Gruß oder sie klatschen in die Hände. Abends gibt's Schachtemmuffel und Feuerwerk. Stundenlang tracht es und bullert. Es kann nicht laut genug, nicht lärmend genug hergehen.

Mussolinianischer Feststil? Ach der kommt uns so bekannt vor. Ja, ja, der Unglücksrabe von Daorn konnte das auch: Wilhelm II. Dortlangig ist Mussolini noch nicht bangt.

# ELDORF UND DUNGEL

VON  
L.S. WOLFF

Copyright 1930 by „Der Bücherkreis G. m. b. H.“, Berlin SW 61.

(Schluß)

„Wie war sein Name, Narrin?“  
„Er hieß Babun.“  
„Beswegen war er verrückt?“  
„Es war eine falsche Anzeig. Sie sagten, er habe den Krachi bestohlen.“

„Ach der, ja. Der Krachi wurde später ermordet, nicht wahr?“  
„Ja, ja, das hat mein Vater getan.“  
„Richtig, der war auch hier. Hast du Geld, Weib?“  
„Nein, Kino, gar nichts. Wir sind sehr arm.“  
„Ach so. Wir können dir hier nichts sagen. Da mußt du nach Samburupfina gehen und eine Blitschrift an den Agenten Hamaduru schicken.“

„Aber ihr kennt ja meinen Mann, Kino. Ihr habt es doch gesagt. Was ist denn dabei, wenn ihr mir Bescheid gebt? Ist er hier? Was ist mit ihm geschehen? Ich bin viele Tagereisen weit hergekommen, um nach ihm zu fragen, und jetzt wollt ihr mich wieder fortschicken in meiner Not!“

Der Wächter sah Pundi Menka eine Zeitlang an.  
„Nun,“ sagte er, „Barmherzigkeit soll wie Regen für das durstende Korn sein. Du bist in einem verdorrten Felde um Sonne. Ich habe den Mann gefasst; er war hier, aber er ist tot. Er starb vor zwei Monaten.“

Der Gefängniswärter war auf den schrillen Klageruf gefaßt, mit dem die Frauen um die Toten jammern. Pundi Menka übertraf ihn damit, daß sie langsam in den Schatten ging und sich wieder an der Gefängnismauer niederließ. Der Schlag war zu schwer, als daß sie daran hätte denken können, was die Sitten von ihr verlangte. Sie sah mit trockenen Augen da; sie fühlte nichts als das brennende Verlangen, möglichst schnell wieder in ihr Dorf zu kommen, fort aus dieser Welt, in der sie nichts zu suchen hatte, zurück zu ihrer Hütte, um sich mit ihrem Elend zu verbergen. Sie hielt sich auch nicht mehr auf und ging den Berg hinauf. Der alte Mann sah noch unter seinen Füßen da und blickte zu den Kotospalmen hinüber.

„Ah,“ sagte er, als sie an ihm vorbeiging, „sie kommen nicht wieder heraus. Ich hatte es dir ja gesagt.“

„Er ist tot, Vater.“

„Ja, sie kommen nie wieder heraus. Kehre in dein Dorf zurück, Kind.“

„Ich gehe, Vater.“

## 10. Kapitel.

Drei Jahre später lebte Pundi Menka noch immer in der Hütte, die Silinda gehört hatte, aber sie war jetzt allein. Karlinahami war gestorben, langsam, wie die Bäume des Dschungels vergehen. Ihr Tod hatte in Pundi Menkas Leben nichts geändert, außer, daß sie jetzt nur für sich allein Nahrung zu suchen hatte. Die Jahre hatten mehr Unglück, Tod und Verfall über das Dorf gebracht. Von den fünf Häusern, die noch bewohnt gewesen waren, als Pundi Menka von Tangalla zurückkehrte, waren nur zwei übriggeblieben, ihr eigenes und das Haus des Ältesten, des Tederata Pundhirata. Krankheit und Hungersnot hatten sie in jedem Jahre heimgesucht. Es war, wie der Älteste sagte, als sei der Ort von den Göttern und den Menschen vergessen. Jahr auf Jahr zogen die Regenwolken aus dem Nordosten vorüber; die Sonne brannte immer erdarmungslos, und der Wind kam immer heftiger über den Dschungel gefegt. In den winzigen Chenas, die die Dörfer zu bebauen verließen, verdorrten die jungen Pflanzen, sobald sie sich über dem Erdbreich zeigten. Niemand, kein Wanderer, kein Beamter, kein Händler kam je in das Dorf. Kein Mensch bemühte sich mehr, den Weg offen zu halten, der hinführte; der Dschungel verschlang den Weg und schnitt das Dorf ab.

Krankheit und Tod rafften zuerst die Alten hinweg, Podi Sinho und seine Frau Angohami, und der Dschungel kroch über ihren Hof. Zwei Jahre später wurden wieder zwei Hütten aufgegeben. In der einen hatte Balappu mit seiner Frau und seiner Schwester gelebt, Schwiegerochter und einem Enkelkind. Sie hatten sich bemüht, in der anderen Bastian Appu mit zwei Söhnen, einer Tochter, einer Pundi Menka zu helfen, indem sie sie auf ihrer Chena arbeiten ließen und ihr dafür einen Anteil an der mageren Ernte gewährten. Hartnäckig kämpften sie gegen das Geschick, das sie bedrohte, und klammerten sich verzweifelt an den Ort, wo sie geboren waren und gelebt hatten, an ihren Hof und an die unfruchtbaren Chenas. Kinder wurden in den Hütten nicht mehr geboren; ihre Frauen waren unfruchtbar wie der Boden, auf dem sie lebten; wer das Licht des Tages erblickte, kam bald an Mangel und Fieber um. Endlich wichen sie dem Dschungel. Sie packten ihre Habseligkeiten zusammen und verließen das Dorf für immer, um Arbeit und Nahrung in den Reisfeldern von Maha Potona zu suchen.

Sie versuchten, Pundi Menka zum Mitkommen zu bewegen, aber sie weigerte sich. Sie dachte an ihr Elend und an ihre Einsamkeit auf der Straße nach Tangalla und an die Worte des alten Mannes aus Mahawesogama, der an der Hügellippe unter den fünf Rüben gefessen hatte. Auch Babuns Worte zu dem Rudasali hatte sie nicht vergessen: „Sicherlich ist es bitterer, in der Fremde sterben zu müssen.“ Aber noch bitterer war es vielleicht, in der Fremde leben zu müssen! Sie stand allein in der Welt; das einzige, was ihr blieb, war ihr Hof und der Dschungel; daran klammerte sie sich in blinder Leidenschaft. Die Liebe, die sie für Silinda und Babun gehabt hatte — deren Bilder in dem Kampf um das nackte Leben schon in ihrer Erinnerung zu verblasen begonnen — übertrug sie auf die elende Hütte, den leeren Hof und den verdurstenden Dschungel.

Sie blieb allein mit Pundhirata. Er war alt und hilflos geworden. Schon nach kurzer Zeit wurde er so schwach, daß er nicht mehr genug an Nahrung beschaffen konnte, um sich am Boden zu erhalten. Sie nahm ihn zu sich in ihre Hütte. Jetzt mußte sie für Nahrung für ihn und für sich selbst sorgen und sammelte im Dschungel Wurzeln und Früchte oder läte in der Regenzeit rings um die Hütte eine Handvoll Korn aus. Er dankte es ihr nicht; je mehr seine Kräfte verließen, desto bitterer und bössartiger wurde seine Zunge; aber er lebte nicht mehr lange in ihrer Hütte; Alter, Hunger und Parangi befreiten sie von seinen Stachelreden und Schwatzen.

Der Dschungel brandete über das Dorf und verschluckte es bis auf die Wände ihrer Hütte. Sie gab es auf, den Hof frei zu halten und den Zaun zu stützen, so daß der Dschungel sich über ihm schließen konnte wie über den anderen Hütten und Höfen, Wegen und Pfaden. Außer der kleinen Hütte mit den durchlöchernten Wänden und dem zerfallenen Dach, lag alles vor ihm auf dem Boden. Er bedeckte das Staubbecken und die Reisfelder mit Bäumen und Sträuchern, einer undurchdringlichen Wirrwarr von Dornen und Ranken. Nur eine flache Bodensenke, wo die Bäume zur Regenzeit im Wasser standen und ein niedriger Damm, den die Elefanten zertrompelt hatten, zeigten die Stelle an, wo der Staudamm und das Reisland gelegen hatten.

Das Dorf war vergessen, im Dschungel verschwunden, und mit ihm Pundi Menka. Es war, als sei sie der letzte Mensch in der Welt, einer unendlichen Welt von Bäumen, über denen unaufhörlich die Winde hindrausen und die Sonne strahlte. Ohne Unterlaß gegen Hunger und Durst, um das nackte Leben kämpfend, wurde sie eins von den Tieren des Dschungels; die verfallene Hütte war nur noch der Schlupfwinkel, in dem sie für die Nacht Schutz suchte. Die Erinnerung an all das Unglück, von dem sie heimgesucht worden war, selbst an

Babun und ihre Gemeinschaft mit ihm, wurde unklar und verblaßte. Aber je mehr ihr dieses entwand, desto lebendiger wurde für sie ihre Kindheit und die Geschichte Silindus. Sie war in den Dschungel zurückgekehrt; sie verstand ihn, sie liebte ihn, sie fürchtete ihn wie damals. Silinda hatte recht gehabt, als er sagte, daß man viele Jahre im Dschungel leben müsse, ehe man die Sprache der Tiere verstehe. Sie verstand sie jetzt, sie gehörte zu ihnen. Die Tiere verstanden sie und fürchteten sie nicht. Sie hatten sich an die kleine zerfallene Hütte und an die Frau gewöhnt, die darin wohnte. Die alten Wildblauen kamen grunzend an die Tür und sahen neugierig und furchtlos zu ihr herein. Selbst die Hirsche gewöhnten sich an ihren leichten Schritt; wenn sie durch den Dschungel kam und leise Grußworte sprach, sahen sie wohl auf und folgten ihr einen Augenblick lang mit ihren großen Augen, sofort aber senkten sie wieder die Köpfe und ästen friedlich weiter.

Aber das Leben im Dschungel ist sehr kurz. Pundi Menka war eine alte Frau, ehe sie vierzig zählte. Sie läte kein Korn mehr und lebte nur noch von Wurzeln und Kräutern. Der unaufhörliche Hunger zehrte allmählich ihre Kräfte auf, und wenn die Regenzeit kam, lag sie vom Fieber geschüttelt in ihrer Hütte. Endlich kam der Tag, an dem sie versagte; unfähig, sich hinauszuschleppen, um Nahrung zu suchen, lag sie in der Hütte; das Feuer in der Ecke, das solange zwischen den drei großen Steinen geklammert hatte, war ausgegangen. Den Tag über tanzte die heiße Luft durch die Hütte, der glühende Hauch des entlosten, verdorrten Dschungels; während der Nacht fröstelte sie unter dem kalten Tau. Sie lag im Sterben, und der Dschungel wühlte es; er liegt immer auf der Lauer; er kann den Tod kaum abwarten. Als das Ende nahe war, stand mit einemmal ein großer, schwarzer Schatten in der Türöffnung. Zwei winzige Augen sahen sie unverwandt an, zwei gewaltige, gekrümmte Hauer schimmerten weiß in der Dunkelheit. Sie richtete sich auf, Angst packte sie, die Angst des Dschungels, blinde, tödliche Angst.

„Appochi, Appochi!“ schrie sie. „Er ist da, der Teufel aus dem Gebüsch. Er will mich holen, wie du gesagt hast. Appoh! Hilf mir! Appochi!“

Sie sank zurück, und leise grunzend glitt der Keller wie ein Schatten in die Hütte.

## Das neue Buch

### Lord D'Abernons Erinnerungen

Von den Erinnerungen des früheren englischen Botschafters in Berlin liegt nun der abschließende dritte Band vor (Viscount D'Abernon, Memoirs Band III, deutsch von Antonina Kallenin. Paul List-Verlag, Leipzig 1930), der sich besonders mit der Vorgeschichte des Locarno-Vertrages beschäftigt. Das Buch Lord D'Abernons besteht vor allem aus Tagebuchaufzeichnungen, die er in seiner Berliner Zeit gemacht hat. Nun ist die Diplomatie bekanntlich der distretteste aller Berufe. Der größte Teil dessen, was Diplomaten tun und schreiben, ist so „geheimnisvoll“, daß es dem Zeitgenossen peinlichst verborgen wird. Die diplomatischen Geheimnisse kommen gewöhnlich erst nach langen Jahren zum Vorschein, oder nach einer Revolution, oder wenn jemand sich durch Enthüllungen rächen will. Bei Lord D'Abernon trifft keine dieser Voraussetzungen zu. Die Dinge, von denen er spricht, gehören der unmittelbaren Gegenwart an. In England ist keine Revolution gewesen, und Lord D'Abernon hat sich in keiner Weise mit der englischen Regierung und Diplomatie entzweit. Sein Tagebuch enthält denn auch sehr geistvolle und interessante Beobachtungen zur Zeitgeschichte, aber feinerer Indiskretionen. Also sind nur zwei Möglichkeiten vorhanden: Entweder hat Lord D'Abernon schon in seinen Berliner Tagen ein ganz vorsichtiges und diskretes Tagebuch geführt, so daß man es ohne Schädigung der englischen Außenpolitik drucken kann. Oder aber er hat ein ausführliches Tagebuch so zusammengestrichen, daß es druckreif geworden ist. Vielleicht werden einmal unsere Kinder oder Enkel die Originalberichte lesen. Die Lord D'Abernon aus Berlin nach London geschickt hat, und dann wird der Vergleich mit diesem seinem „Tagebuch“ recht unterhaltend sein.

Indessen bleibt trotz dieser Vorbehalte die Darstellung der Locarno-Politik aus der Feder eines so hervorragenden klugen Beobachters überaus lehrreich. Lord D'Abernon zeigt sich auch in diesem Bande als ein Freund des neuen Deutschland und der europäischen Verständigungspolitik. Freilich vertritt er den Standpunkt, daß eine deutsch-französische Annäherung nur unter der wohlwollenden Mitwirkung Englands möglich sei. Arthur Rosenberg.

### Eros und die Jugend

Die Keckheit von heute ist die Sexualität der Jugend. Diese Tragödie des Eros, unter deren Wirkung oft genug die Besten dem Leben entzweielt und zerstückelt werden, zu lösen, sie abzuheilen durch die biologische Einheit, diese Not der Jugend (und der Erwachsenen!) zu lindern und — es liegt dieses durchaus innerhalb der Grenzen des Möglichen! — endgültig zu verbannen, ist das große Problem unserer Zeit. Dr. Wilhelm Liepmann, Berliner Universitätsprofessor und Gynäkologe, hat den Versuch unternommen, hierzu einen Baustein beizutragen, indem er „Bekanntnisse“ veröffentlicht („Jugend und Eros“, Verlag Carl Rechner, Dresden; 1930). Es ist — wie wir glauben offen aussprechen zu müssen — bei dem Versuch geblieben.

Das Buch Liepmanns enthält die (nachträglich!) Bekanntnisse von Menschen, die früher einmal jung gewesen sind und den Drang und das Drängen der Jugend in sich gespürt haben mögen, die heute aber schon einen weiten Abstand von diesem gewaltigen Erleben einnehmen, und das, was sie damals taten oder ließen, „nachempfinden“ versuchen von der Warte eines Menschen aus, der schon über den Dingen schwebt und die „Sünden“ der Jugend zu „würdigen“ versteht. Hierin liegt die Schwäche des gutgemeinten Buches: nicht aus dem wirklichen Leben heraus stehen diese „sexualpsychologischen Fragmente“, sondern sie sind niedergeschrieben worden, nachdem zuvor eine oft recht weit zurückliegende und, wie wir aus eigenem Wissen, fragwürdige Erinnerung her mobilisiert werden mußten. Was aber taugen, welchen Wahrheitswert, ja welchen Wahrscheinlichkeitswert auch nur haben Erinnerungen gerade auf diesem Gebiet, wo der bloße Gedanke, wo selbst ein fliegender Traum schon bei kürzesten Abständen oft genug täuschlich-scheinende Formen anzunehmen geneigt ist? Wo, oft genug, schon nach Tagen und Wochen das „reale“ Erlebnis verwischt und vielleicht ins strikte Gegenteil verzerrt oder, was das Schlimmste ist, gar betrachtet wird unter dem Gesichtswinkel „moralischer“ Begriffe und Gesetze?

Der gute Wille allein genügt nicht. Und so bringt das Werk Liepmanns uns weder brauchbares Material, noch aber ist es irgend eine, irgendeinen Weg auch nur anzudeuten. Es sei denn den Weg der weiträumigen und lebensverneinenden Abstinenz, den Weg der Verleugnung dessen, was in dem Menschen ist. Wer der Jugend helfen will, muß selbst jung — geliebt sein! Muß ihr Drängen verstehen und — erleben können! — Selbst erleben, nicht nur miterleben!!! Helmut Klotz.

## WAS DER TAG BRINGT

### Vergessene Städte

Während wir in Deutschland seit Jahren unter der Wohnungsnot leiden, gibt es in anderen Gegenden Städte und Dörfer, die von niemanden mehr bewohnt werden. So z. B. in der Nähe ehemaliger mutmaßlicher Gold- und Diamantfelder und im Innern der Wüsten. Dort lahrte sich das Weiden nicht wegen der mangelnden Erwerbsmöglichkeiten und hier vermutete man die baldige Zuschüttung der Anwesen durch den Wüstenand, die aber dann wider Erwarten doch nicht so schnell erfolgte. Aber nicht nur in den entlegenen Gegenden der Erde gibt es solche unbewohnten Niederlassungen, sondern sogar in Italien. In der Provinz Rom existieren an der Bahnlinie Rom-Teracina mehrere solcher Ortschaften, die meistens im 15. Jahrhundert verlassen wurden, weil die nahegelegenen Bontinischen Sumpfe die Gegend mit ihren gefährlichen, Krankheit und Tod erzeugenden Ausdünstungen verpesteten. Der bedeutendste Ort ist hier zweifellos die Stadt Anaga, die sehr unglücklich gelegen ist und mit ihren zahlreichen Kirchen, Palästen, Kaffellen und Wohnhäusern langsam vom Jahr der Zeit zernagt und vernichtet wird. Die Prachtbauten in Anaga stammen zum Teil aus dem 12. und 13. Jahrhundert.

### Arbeiterseele und Maschine

Vor einiger Zeit veranstaltete eine technische Zeitschrift eine Rundfrage unter den Arbeitern der verschiedensten Gewerbe über die Gefühle, mit denen sie die Maschinenarbeit erfüllt. Dabei ergab sich nun, daß ein großer Teil der Arbeiter in ihrer Antwort von dem Schreden sprach, den die Maschine auf den Arbeiter ausübt. Dieser Schrecken sei so groß, daß er den Arbeiter bis in den Schlaf hinein verfolge, ihn auffahren und nur schwer wieder einschlafen lasse. Ein Maschinist einer großen Fabrik glaubt feststellen zu können, daß Maschinuarbeiter weit reizbarer sind als Handarbeiter, und ein anderer, für den das Klappern der Maschine nur ein „totes Leben und Wirken“ ist, faßt seine Ansicht dahin zusammen, daß

lange bei Maschinen zu leben ein langames Absterben der besseren menschlichen Gefühle bedeute. Mancher Arbeiter haßt seine Maschine, weil sie ihn durch den täglichen Verkehr mit ihr sicher macht und doch wie ein verstocktes Wild auf ihn lauert, um ihn in einem sorglosen Augenblick zu erfassen. „Ich habe während meiner fünfzehnjährigen Tätigkeit in der gewerkschaftlichen Organisation, schreibt ein Holzmaschinist, die traurige Ueberzeugung bekommen, daß der Maschinuarbeiter über alle Fragen des allgemeinen Lebens leichter aufzuklären ist als über die Notwendigkeit des eigenen persönlichen Schutzes gegenüber den Gefahren der Maschinen“ und daß es dringend nötig ist, „die Feindschaft zwischen Mensch und Maschine zu erkennen“. Wenn sich ein Unglück ereignet hat, so beschleicht „einen ein eigenartiges Gefühl, so eine gewisse Scheu vor einer solchen Maschine. Einen solchen Karren sieht man von der Seite an und traut seinem heimtückischen Surren nicht mehr.“ Einer der Arbeiter beschäftigt sich auch mit der Frage, ob die Maschinen den Menschen Sagen bringen, und kommt dabei zu dem Schluß, den in der heutigen Zeit einer übermäßigen Rationalisierung zweifellos viele mit ihm teilen werden: die Menschen wären besser daran, wenn nicht so viele Maschinen gebaut würden.

### Medizinische Sprichwörter bei den Chinesen

Dr. Paukhat-Meran, hat kürzlich chinesische medizinische Aussprüche und Sprichwörter veröffentlicht. Hier eine kleine Auswahl: Für die Liebestraube gibt es keine Medizin. Wenn du deine Kinder stets gesund sehen willst, dann laß sie immer etwas hungrig und nie zu warm bekleidet sein. Der kranke Körper kann geheilt werden; die kranke Seele ist unheilbar. Schlaf ist besser als Medizin. Vor dem 30. Jahre sucht der Mensch die Krankheit; danach sucht aber die Krankheit den Menschen. Tausend Rezepte zu erhalten, ist leicht; ein wirkames Heilmittel zu bekommen, ist schwer.

# Arbeiter - Fußball - Handball - Hockey

vom gestrigen Sonntag

Je mehr die Fußballserienspiele ihrem Ende entgegengehen, um so heißer werden die Kämpfe um die Punkte. Luckenwalde I, der voraussichtliche Meister der Kreisliga, konnte gegen Weihensee nur knapp mit 2:0 siegreich bleiben. — Die Dichtenberger II, die in den letzten Spielen so vielversprechendes zeigten, mußten sich gegen Union mit 0:2 geschlagen bekennen. — Kein Sonntag scheint ohne Spielabbruch zu vergehen. Gestern war es das Treffen Obersee-Minerva, das beim Stand 0:2 ein vorzeitiges Ende fand. — Borussia konnte gegen Ostern einen glatten 3:0-Sieg erringen.

Weitere Resultate: Spandau 25 gegen USC-Neutölln 4:2. Schöneberg gegen Friedenau 5:0. Ragel gegen Herzfelde 0:7. Ragel 2 gegen Herzfelde 3:3. Hoppegarten 2 gegen Herzfelde 2:3. Luckenwalde V gegen Brück 8:3. Dichtenberg I gegen Hoppegarten 5:1. Eiche gegen FTGB-Neutölln-Brig 4:1. Dichtenberg I 2 gegen Eiche 2:0:7. FTGB-Neutölln 2 gegen Pantow 2:1:0. Eiche 3 gegen Ostern 2:6:0. Butab gegen Cladow 5:2. Butab 2 gegen Wilmersdorf 8:2. Weihensee 2 gegen Karow 2:3:0. Weihensee 3 gegen Teltow 3:7:3. Freienwalde gegen Schmedt 13:0. Alt-Randt 2 gegen Freienwalde 2:7:1. Alt-Randt 2 gegen Freienwalde 2:7:1. Mägdelein 1 gegen Oberberg 2:7:2. Oberberg 1 gegen Schiffmühle 5:0. Neuenhagen gegen Cöthen 4:0. Neuenhagen 2 gegen Cöthen 2:2:0. — Jungmannschaften: Dichtenberg I gegen Wilmersdorf 4:1.

**Um die schlesische Kreisfußballmeisterschaft.** Im Endspiel um den Bezirksmeister des Breslauer Bezirks im Arbeiter-Turn- und Sportbund standen sich vor 2000 Zuschauern VfL gegen Sturm-Breslau gegenüber. VfL gewann 2:1. In der ersten Halbzeit aufgeregtes Spiel beider Mannschaften. Schnelle Durchbrüche VfLs brachten in der zweiten Halbzeit den Ausgleich und das Siegestor.

**Die Laufher Kreisfußballmeisterschaft.** Der vorjährige Laufher Kreis- und Ostdeutsche Verbandmeister Costebrau gewann gegen Grube Marga im Endspiel um die Bezirksmeisterschaft vor 1000 Zuschauern 2:0. Grube Marga leistete erwarteten Widerstand und war technisch etwas besser. Costebrau zeigte einen sehr guten Kampfsgeist.

## Die Hockey-Serie

Die Bezirke Dtring I und Pantow I der Freien Turnerschaft Groß-Berlin trennten sich 7:1. Die Pantower hielten sich bis zur Pause leidlich gut (3:0), sie spielten mit großem Eifer, mußten aber dann in regelmäßigen Abständen die Tore fallen lassen, obwohl ihr Torwächter viele gute Schüsse hielt und meisterte. Ihr einzigstes Gegentor erlängten sie kurz nach der Pause bei einem der wenigen schwingvollen Angriffe. Dtring spielte verhalten und mit Erfahren, der sich aber gut in den Rahmen einpaßte. — Nordring I und Neutölln I lieferten sich ebenfalls einen 8:1-Sieg für Nordring. Neutölln spielte, durch einige Spieler ersetzt, nicht so stark wie sonst, doch hielten sie sich bis zur Pause gut, mußten aber dann nach der Pause die Mehrzahl der Tore passieren lassen. Beide unterlegenen Mannschaften hatten die stärksten Spieler als Gegner und so war an einen Sieg von vornherein nicht zu denken. Doch lieferten die Neutöllner immerhin einen Kampf, wobei es ihnen einige Male gut gelang, den Sieger im Schwung zu halten. — Nordring III und Dtring III kämpften unentschieden 1:1 in schnellem und schönem Spiel. Nordrings Frauen siegten überlegen 3:0 gegen Neutöllns Frauen.

## Handball

FTGB. Ostern gegen Nordring 7:2

FTGB-Ostern konnte gestern die Voraussage halten und FTGB-Nordring-Turner mit 7:2 (2:1) nach Hause schicken. Nach 5 Minuten gelang es dem Mittelfürer von Ostern, das erste Tor zu schießen, dem aber noch dem Anwurf von Nordring der Ausgleich folgte. Einige Minuten nachdem war es Linksaußen von Ostern, der durch gute Kombination die Führung herbeiführen konnte. Gut wurde in beiden Mannschaften kombiniert und die gegenseitigen Besuche wechselten ständig ab, aber irgendwelche Erfolge blieben bei beiden Mannschaften aus. Mit dem Anwurf der zweiten Halbzeit hatte Ostern durch schnellen Durchbruch auch schon das dritte

Tor sicher. Allmählich wurde Ostern überlegener und drückte zeitweise sehr stark. Der Erfolg blieb auch nicht aus und in schneller Reihenfolge folgten vier weitere Tore. Nordring verjagte die Erfolge zu erhöhen, jedoch ließ das Tempo im Sturm merklich nach und in der Mitte machte sich Unlust bemerkbar. Zeitweise ließen diese Spieler den Ball laufen, anstatt bis zum Schluß durchzuhalten. Nur einmal glückte es Halblinks, das zweitemal einzusenden. Die

## Auswärtige Schwimmfeste

Berliner Arbeiterschwimmer waren gestern in Breslau und Magdeburg, wo sie gegen erste Mannschaften Städtewettkämpfe austrugen. Die Berliner konnten sich überall siegreich behaupten.

Einen großen Erfolg hatten am Sonntag die Freien Schwimmer Breslau, die sich die Freien Schwimmer Charlottenburg zum Vereinswettkampf nach Breslau verpflichteten. Brechend voll war die Schwimmhalle, und die Breslauer leiteten ihr Schwimmfest ein mit dem Gedanken an den 9. November. Breslau stellte in der Krauskafette 6 x 50-Meter eine ausgezeichnete Sprintermannschaft, die vom zweiten Schwimmer ab einen erheblichen Vorsprung herausholten, den die Charlottenburger Schlusschwimmer nicht mehr aufholen konnten. Zeit 3:09 Minuten. Dieser Erfolg sollte aber auch der einzige der Breslauer sein. Im 200-Meter-Krauskafette waren lagen bis zu 75 Meter der Breslauer Werner und Grün-Charlottenburger Kopf an Kopf, dann zog Grün unwiderstehlich los und gewann das Rennen überlegen in der neuen Bundesbestzeit 2:32 Minuten. Werner erreichte 2:30,4 Minuten. Mit 8 zu 8 Punkten geht es in den nächsten Kampf, die 4 x 100-Meter-Krauskafette. Charlottenburg gewinnt in der Brustlage einen Vorsprung von über 10 Meter, den aber der ausgezeichnete Seitenschwimmer Breslaus wieder aufholte. Ebenfalls gleichzeitig merkelten die Rückenschwimmer; erst im Erdsprung macht sich der Charlottenburger frei, der Schlussmann braucht sich nicht mehr voll auszuschnappen. Zeit Charlottenburg 5:14,1 Minuten, Breslau 5:21,3 Minuten.

Unter großer Spannung des Publikums rüsteten die Wasserballmannschaften den Kampf. Der Schlesische Sender Breslau-Gleiwitz übertrug das Wasserballspiel. Breslau hat Anwurf, kommt gut durch, doch der Torwächter hält. Breslau deckt sich ab. Erst nach einer Minute verwandelt der Charlottenburger Mittelfürer eine Vorlage des linken Stürmers zum ersten Tor. Gleich darauf gibt der Verbindungsmann den Ball an den freistehenden Mittelfürer. Es steht 2:0. Breslau, schwimmerisch und balltechnisch den Charlottenburgern gleichwertig, kombiniert ungenau. Nach einem weiteren Torerfolg schwimmt der linke Verteidiger vor, täuscht gut und schießt das dritte Tor, trotz Behinderung. Einen scharfen Schuß des linken Stürmers hält der Breslauer Torwart, läßt den Ball aber ins Tor fallen. Wenig später fällt der 6. Toreerfolg für Charlottenburg. Der Wacke Breslauer Stürmer schießt dann aus 3 Meter Entfernung, freistehend neben das Tor. Gleich darauf Halbzeit. Breslau hat jetzt die bessere Spielhälfte und kann nach 15 Minuten durch schöne Kombination den ersten Erfolg durch seinen rechten Stürmer erzielen. Angesichert durch's Publikum reißt sich Breslaus Mannschaft energisch zusammen und beherrscht eine ganze Zeit das Spiel. Der Mittelfürer erwischt den Ball, das zweite Tor ist sicher. Wenig später zwei weitere Erfolge des linken Stürmers von Breslau. Es steht 6:4 für Charlottenburg. Nun ist es aber auch mit dem Breslauer Torlegen vorbei. Charlottenburg kombiniert wieder gut zusammen und erzielt bis zum Schluß noch weitere 3 Toreerfolge, dem Breslau noch 1 Tor entgegenzusetzen kann. Mit 9:5 Toren gewann der Bundesmeister Charlottenburg.

Die letzte zum Städtekampf gehörende Brustkafette holte sich ebenfalls nach prächtigem Kampf in 4:28,3 Minuten Charlottenburg. Damit gewann Charlottenburg den Städte-Zweitkampf mit 23:17 Punkten. Ein weiteres Wasserballspiel gewann Breslau Nord gegen Waldenburg mit 15:6 (Halbzeit 8:2). Interessante Abwechslung brachten die Rahmenwettkämpfe und Vorfürungen, an denen viele Vereine Schlesiens mitwirkten.

Hauptstützen der Mannschaften waren die beiden Torwächter, die die brenzligsten Situationen hielten.

Von den anderen Mannschaften von Ostern wurden folgende Resultate erzielt: 2. Männermannschaft gegen FTGB-Obersee 1:2:8 (1:5). 3. Männermannschaft gegen USC. 2:0:5 (0:3). Jugendmannschaft gegen Kaulsdorf 2:4 (0:2) und Frauenmannschaft gegen Kaulsdorf 5:0 (3:0). Die Studenten spielten gegen Konverein Schweifsterne und konnten diese mit 10:0 (6:0) nach Hause schicken. Bei Schweifsterne hatte die Verteidigung viel Schuld an dem Resultat. Die Studenten sollten sich das viele Zurufen abgewöhnen. Ein Fehler ist das Verlassen auf zwei Leute, während die anderen nur die Zuspieler machten. Manche Situation wurde dadurch verderben.

## Städtekampf Berlin—Magdeburg

Zu einem Städtekampf wollte Berlins beste Vertretung in Magdeburg. Leider mußte Leipzigs Mannschaft dem Start fernbleiben. Die Hoffnungen, die auf die Berliner Mannschaft gesetzt waren, haben sich voll und ganz bestätigt. Trotzdem sei gesagt, daß die Kämpfe stets knapp und hervorragend waren. Fege Abwechslung und technisch vollendete Leistungen sorgten für ständige Unterhaltung. In der Gesamtwertung des Städtekampfes ging Berlin mit 40:24 Punkten als Sieger hervor. Aus den Kämpfen seien folgende Resultate genannt: Crawlswaffel (10x50-Meter): Berlin mit 5 Meter Vorsprung; Crawlswaffel: Berlin, 10:43; Crawl, 100 Meter für Frauen: 1. Keabbel (Berlin) 1:30, 2. Döhning (Magdeburg) 1:42; Brustschwimmen für Frauen: 1. Conton (Berlin) 1:41, 2. Schutulla (Berlin) 1:43; Brustschwaffel: 1. Berlin (30 Meter Vorsprung) 6:44, 2. Magdeburg 7:26; Vagenstafel: 1. Berlin 10:27, 2. Magdeburg 10:31.

Das äußerst temperamentvolle Wasserballspiel wurde anfangs von Magdeburg geführt. Berlin spielte sich bald ein und durch gutes Zuspiel sowie richtiges Stellungsspiel kam dann der verbiente 11:3 (6:1) zustande. Die Aufnahme der Berliner war hervorragend. Der Kampf trug bestimmt zur Werbung für den Arbeiterport bei. Die Berliner Mannschaft freut sich schon darauf, im März nächsten Jahres die Magdeburger Schwimmer, sowie auch die Leipziger in Berlin begrüßen zu können.

## Die Serie der Turner

Erste Ergebnisse

Genau so wie die Arbeiterfußball- und Handballspieler ihre Serie austragen, sind jetzt die Turner dabei, um das Turnen mehr als bisher zu publizieren. Heute liegen bereits die ersten Resultate vor. In der B-Klasse trennten sich FTGB-Mitte und FTGB-Spandau mit 471:440 Punkten. FTGB-Dichtenberg führte von der FT-Henningsdorf mit 566:482 Punkten zurück. Eintracht-Waldsdorf konnte gegen FTGB-Ostern 2 nicht bestehen. Ostern gewann mit 507:462 Punkten.

Die Kämpfe der nächsten Woche gehen wie folgt vor sich: Dienstag, 11. November, 20 Uhr, treten Schöneberg und Moabit im Lindenhof an. In der Turnhalle Straßmannstraße 6 treten FTGB-Ostern 3 und FTGB-Nordring 3 an. Am Donnerstag, 13. November, stellen sich in der Turnhalle Sonnenburger Straße 20 die Frauen der FTGB-Nordring und Waldsdorf. In der Straßmannstraße 6 haben die Frauen von FTGB-Ostern und FTGB-Dichtenberg ihre Kräfte zu messen. Auch diese beiden treffen um 20 Uhr zusammen. Die Jugend von FTGB-Nordring erwartet in der Turnhalle Dreifelder Straße die FTGB-Neutölln um 19½ Uhr.

## Dr. Geisow zurückgetreten

Der Gesamtvorsitzende des Deutschen Schwimmverbandes trat am Sonntag in Goslar in nächstöffentlicher Sitzung zusammen, um von dem Verbandsvorsitzenden, Dr. h. Geisow-Frankfurt a. M., eine Rechtfertigung wegen des kürzlich im Amtsblatt veröffentlichten tendenziösen Artikels zu verlangen. Dr. Geisow hatte es jedoch vorgezogen, schriftlich seinen Rücktritt zu erklären. Unter Leitung des 2. Vorsitzenden, Georg Har-Berlin, nahm die Versammlung noch in einer längeren Erklärung Stellung, in der besonders betont wird, daß der Schwimmverband nach wie vor jeder Parteipolitik fernstehe und sein höchstes Ziel in der körperlichen Erziehung jedes Deutschen erblicke.



### WARUM HAT DIE MAKEDON-ZIGARETTE IN KURZER ZEIT EINE SOLCHE VERBREITUNG GEFUNDEN?

Weil MAKEDON die einzige Firma ist, die den gesamten Werdegang der Zigarette, von der Aussaat des Tabaksamens bis zur fertigen Zigarette, in einer Hand vereinigt. Dadurch ist jeder Zwischenhandel beseitigt, und der MAKEDON-Raucher erhält sein Geld 100 prozentig zurück.

# MAKEDON PERFECT 5<sup>3</sup>

ZIGARETTENFABRIK MAKEDON G.M.B.H. MAINZ A.R.H. KONZERNFREI

Generalvertretung: Carl Südel, Berlin NW 6, Luisenstraße 30, Tel. D 2, Weidendamm 3354

